



1877.

**Neue Monatshefte**  
für  
**Dichtkunst und Kritik.**

Herausgegeben  
von

**Oscar Blumenthal.**

V. Band... Heft, 5 ...

Leipzig,  
Ernst Julius Guther.

1877.

== Mai 1877. ==

## Inhalt.

	Seite
Nach dem Tode. Novelle von Marie v. Ebner-Eschenbach . . . . .	361
Briefe von Zeitgenossen an H. C. Andersen. Aus Andersen's Nachlaß mit- getheilt von Emil Jonas . . . . .	410
Goethe als Erzähler. Von Ludwig Habicht . . . . .	421
Im Spiegel der Zukunft. Ein Nachtstück von Julius Duboc . . . . .	426
F. Sulz und seine Zeitschrift. Von Leopold Katscher . . . . .	432
Kritische Rundblicke . . . . .	436
Ein Frühling in Versen. Von Oscar Blumenthal.	

Die „Neuen Monatshefte“ erscheinen regelmäßig am Ende jedes Monats  
im Umfang von mindestens 6 Bogen 8<sup>er</sup> eleg. geh.

Der Jahrgang besteht aus 2 Bänden zu je 6 Heften.

**Preis pro Band 6 Mark; pro Quartal 3 Mark; pro Heft 1 Mark.**

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

## Nach dem Tode.

Novelle

von Marie v. Ebner-Eschenbach.

„Still, mein guter Fürst! Sie wissen, ich halte die Liebe für das grausamste von allen Mitteln, welche die zürnende Gottheit erfunden hat um ihre armen Geschöpfe zu strafen. Wäre sie jedoch, wie Sie behaupten, das Schönste das es auf Erden gibt, dann würde es Ihnen in meiner Gegenwart vollends verboten sein, ein Glück zu preisen, das ich niemals kennen gelernt habe.“

Fürst Klemens stieß einen Seufzer aus, der ein minder kaltblütiges Wesen als Gräfin Neumark gewiß gerührt hätte, er blickte zum Plafond empor und gab, aus scheinbarem Gehorsam, dem Gespräche eine andere Wendung: „Was halten Sie von Sonnberg's Bemühungen um Thella?“ sagte er. „Ich bin von dem Ernste seiner Absichten überzeugt. Machen Sie sich darauf gefaßt: dieser Tage — morgen vielleicht, kommt er, wirbt um Ihre Tochter, und im Frühjahr fliegt das junge Paar über alle Berge.“

„Möglich, möglich.“

„Und — Sie?“

„Und ich fahre nach Wildungen.“

„Sie werden sich dort sehr verlassen fühlen!“ rief der Fürst triumphirend aus. „Sie werden zum ersten Mal die Langeweile, am Ende sogar die Sehnsucht kennen lernen. Sie werden sich sagen, daß Sie eines Wesens bedürfen das Ihrer bedarf, und —“ er richtete sich auf, „die Hand ergreifen, die ich Ihnen — wir wollen nicht fragen wie oft, angeboten habe. Seien Sie aufrichtig —“ setzte er hinzu: „Könnten Sie wohl etwas vernünftigeres thun?“

„Vernünftigeres“, wiederholte die Gräfin langsam — „schwerlich.“

„Nun denn!“

„Nun denn? Sie sprachen vorhin von Liebe und jetzt sprechen Sie von Raison? Das sind Gegensätze lieber Freund.“

„Keineswegs! Gegensätze lassen sich nicht verbinden, Liebe und Raison hingegen, sehr gut; wir wollen es beweisen — Sie und ich!“

Marianne erhob das Haupt und richtete ihre glanzvollen Augen auf ihn; unter diesem Blicke fühlte Klemens seine Zuversicht schwanken, einigermaßen verwirrt und ohne rechten Zusammenhang mit seiner früheren Rede schloß er: „Früh oder spät, auch Ihre Stunde kommt.“

„Veten Sie zu Gott daß sie ausbleibe!“ entgegnete die Gräfin munter. „Wenn eine alte Frau anfängt zu schwärmen, dann geschieht es gewiß zu ihrem Unglück und zu ihrer Schmach, für irgend einen undankbaren Phäon, irgend einen flüchtigen Aeneas. Stellen Sie sich vor wie Ihnen zu Muth wäre wenn Sie mich fänden in Bergzweiflung wie Sappho, oder — wie Dido, im Begriffe den Scheiterhaufen zu besteigen. Stellen sie sich das vor!“

„Das kann ich mir nicht vorstellen“, sprach der Fürst.

„Es wäre Ihnen zu gräßlich. Aber Sie können ruhig sein. Keine falschere Behauptung als die, jeder Mensch müsse im Leben wenigstens einmal lieben. Im Gegentheil, die wahre, die furchtbare Liebe, gehört zu den größten Seltenheiten und ihre Folgen sind an den Fingern herzuzählen, wie überhaupt alle Helden. Mit jener Liebe hingegen, die wir kleinen Leute fähig sind zu fühlen, sind wir kleinen Leute, wenn wir nur wollen und bei Zeiten zum Rechten sehen, auch fähig fertig zu werden.“

Der Fürst streckte mit würdevoll ablehnender Geberde die Hand aus, als wolle er diese Sophismen von sich weisen und antwortete: „Wir werden fertig mit ihr, oder sie wird fertig mit uns.“

Übermals glitt ihr Blick über sein rundes Gesicht, über seine breiten Schultern, die so rüftig die Last eines halben Säkulums trugen: „Das hat gute Wege, noch bin ich unbekümmert“, sagte sie.

Der Fürst beendete den Wortstreit mit der Erklärung: zu reden verstände er, zu überreden nicht. Und in der That, dazu fehlte ihm das Talent und — die Gewissenlosigkeit. Ach, es ließ sich nicht leugnen, daß er trotz seiner verzehrenden Leidenschaft, besonders seit einiger Zeit, erstaunlich gedieh; ja, er mußte sich's gestehen, sogar in den Tagen, wo diese Leidenschaft am heftigsten gelodert, hatte sie nicht vermocht ihm die Freude zu verderben an seinen Jagdperden, an der zunehmenden Anzahl Hochwilds in seinen Thiergärten, an seinem ganzen fürstlichen Junggesellen-Hausstand auf dem Lande wie in der Stadt.

Klemens war nicht im Reichthum, sondern als ein aussichtsloser Sprosse der gänzlich unbegüterten jüngeren Linie Eberstein geboren worden. Von Kindheit an für die militärische Laufbahn bestimmt, brachte er's bis zum Rittmeister, nach siebenundzwanzig, meist in elenden Garnisonen verlebten Jahren. Im Verlaufe derselben lernte er alle Bitternisse des durch „unfreie Association“ gebildeten Standes aus dem Grunde kennen, setzte ihnen jedoch den ruhigen Gleichmuth eines aufrechten Mannes entgegen, und verstand es die etwas schiefe Stellung des zugleich vornehmsten und ärmsten Offiziers im Regimente, mit würdevollem Takte zu behaupten. Der brave Schwabrons-Commandant stand bereits in reifem Alter, als eine Reihe von unerwarteten Todesfällen, die Verzichtleistung eines näheren Agnaten, die Mißheirath eines anderen, ihn zum Eigenthümer des zweiten Majorats seines Hauses machte. Sofort verließ der Fürst den Militärdienst und widmete sich mit fast jugendlichem Eifer dem Dienste der großen Welt. Die Begeisterung, mit welcher er dort aufgenommen wurde, betraufte ihn anfangs, doch begann er nur allzubald an dem Werthe seiner Erfolge zu zweifeln. Die Frage, die einen geborenen Majoratsherrn, der sich ohne sein Erbgut so wenig denken kann, wie seine Seele ohne seinen Leib, nie beunruhigt, die Frage: „Was gelte ich?“ bedrängte ihn und brachte ihn endlich um alle Zuversicht, um all sein unbefangenes Selbstvertrauen.

Da — zum ersten Male trat ihm in schwüler Ball-Atmosphäre, umrauscht von den Klängen der Musik, umweht von Blumendüften, umstrahlt von Kerzenschimmer, die glänzende Gräfin Marianne von Neumark entgegen, und er schloß sich sofort der dichtgedrängten Reihe ihrer Bewerber an. Wohl hieß es, Marianne habe kein Herz, ihre Liebenswürdigkeit sei werthlos, denn sie bestehe nur in Worten und werde gleichmäßig an alle, die ihr nahten, verschwendet; aber dennoch vermochte keiner der einmal von ihrem Zauber berührt worden, sich ganz aus demselben zu lösen. Der Fürst war kaum in das Reich von Mariannens Anziehungskraft gelangt, als er sich davon mächtig ergreifen fühlte. Mit geradezu blendender Klarheit leuchtete es ihm ein, er habe das Weib gefunden, das für ihn geschaffen sei, und vierzehn Tage nach ihrer ersten Begegnung stellte er, sehr beklommen, sehr bewegt — wenn auch nicht ohne Siegesgewißheit — seinen Heirathsantrag.

Er wurde ausgeschlagen, tränkte sich, zürnte und verlangte die Gründe der erlittenen Abweisung zu kennen. Mit sanfter Ruhe setzte Marianne ihm dieselben auseinander und es waren lauter triftige Gründe: Sie hätte sich an Unabhängigkeit gewöhnt, sie taugte nicht mehr für die Ehe, längst stände bei ihr fest, daß ihr Töchterchen keinen Stiefvater erhalten dürfe . . . Und so weiter!

Klemens reiste nach England, kehrte von dort erst zur Winterszeit zurück und stürzte sich nach seiner Heimkehr mit erneuerter Unerfrohenheit in die große Welt. Man sah es ihm an den Augen an, es verrieth sich in jedem seiner Worte, daß er entschlossen war, aus diesem Fasching als Bräutigam hervorzugehen. Aber — wieder erwachten seine Zweifel, wieder stellte die Ernüchterung sich ein. Die Wahl war zu groß um nicht schwer zu sein, ein erster Schritt zu bindend um nicht reiflichste Ueberlegung zu fordern. Die Unternehmungslust des Fürsten sank von neuem, als er von neuem inne wurde, daß es sich nicht darum handle zu erobern, sondern erobert zu werden. Marianne traf er oft in Gesellschaft und ging dann mit stummem und feierlichem Gruße an ihr vorüber. Sie gefiel ihm wo möglich noch mehr als im verfloffenen Jahre. Was waren Alle deren Besitz ihm erreichbar gewesen wäre, im Vergleiche zu der Einen Unerreichbaren? Konnte man einem hübschen Gesichte Aufmerksamkeit schenken, nachdem man diesen klassischen Kopf gesehen, in Haltung und Form, ja in jedem Zuge, dem der Venus von Milo so ähnlich? Konnte man dem Geschwätz eines Badfisches das geringste Interesse abgewinnen, nachdem man die Gräfin einmal sprechen gehört?

Auf einem endlosen Balle, dem Klemens und Marianne als Zuschauer beiwohnten, fügte es der Zufall, daß sie im selben Augenblicke aus dem Tanzsaale in den lustigeren Raum eines anstoßenden Salons traten. Klemens verneigte sich wie gewöhnlich schweigend, sie dankte freundlich lächelnd und doch schien es ihm als sei über ihr Gesicht ein Ausdruck leiser Trauer gebreitet, der ihn ergriff und ihm, halb gegen seinen Willen die Frage erpreßte: „Wie geht es Ihnen, Frau Gräfin?“

Sie antwortete unbefangen und ein Weilchen später saßen sie nebeneinander auf dem Kanapee, in eifriges Gespräch versunken. Klemens wußte nicht mehr, daß sie ihm schweres Unrecht angethan, und als er sich dessen besann, da hatte sie sich so eben erhoben, reichte ihm die Hand und sagte: „Warum besuchen Sie mich nicht mehr? Ich bin zwischen zwei und drei Uhr Nachmittags immer zu Hause.“

Von nun an wäre jeder fehl gegangen, der den Fürsten zu jener Stunde irgendwo anders gesucht hätte als im kleinen braunen Salon Mariannens. Er erschien mit einem

Lächeln und entfernte sich mit einem Seufzer auf den Lippen, täglich, den ganzen Winter hindurch. So ging es fort durch zwei, durch — zehn Jahre. Im Frühling reiste er nach seinen Gütern, sie nach den ihren; man sah einander erst im Herbst wieder, denn auf dem Lande liebte die Gräfin Neumark einsam zu leben und nahm keine anderen als die unentrichtbaren Besuche ihrer Nachbarn an. Von Zeit zu Zeit erneuerte Klemens seine Werbung und machte die Beobachtung, daß jeder ablehnende Bescheid, den er erhielt, ihn weniger schmerzte. Was doch der Mensch nicht alles gewöhnt! Es kam so weit, daß Marianne ohne grausam zu sein fragen durfte: „Wie ist mir denn? Nun sind anderthalb Jahre vergangen, in denen Sie nicht an meine Versorgung dachten. Ich scheine Ihnen reif geworden zur Selbständigkeit . . . O wie muß ich aussehen!“

Sie hatte gut lachen über ihr Alter; fast spurlos war die Zeit an ihr vorbei gegangen und hatte ihr kaum Einen Vorzug der Jugend geraubt. Ihr ganzes Wesen athmete die Frische, die nur denjenigen Frauen bewahrt bleibt, die niemals große Leidenschaften empfunden, niemals schwere Seelenkämpfe erfahren haben, und die einem mehr oder minder unbewußten Selbsterhaltungstrieb folgend, immer da nachzudenken aufhören, wo das Nachdenken anfängt weh zu thun.

„Sie ist gut“, meinte der Fürst „und doch nicht zu gut, geschiedt und doch nicht zu geschiedt. — Mit ihr zu verkehren ist eine Wonne.“ Klemens fühlte das heute wie vor zehn Jahren. Und wenn er auch das Ziel seiner Wünsche nicht erreichte — die besten Stunden seines Lebens hat er hier in diesem kleinen traulichen Gemache, an diesem Kamine zugebracht, an dem er jetzt ihr gegenüber saß und einen Vortrag hielt über seinen Mangel an Verehrsamkeit.

Marianne, die Hände über einander gelegt, hörte ihm scheinbar zu. Sie mußte jedoch einen anderen Gedankengang verfolgt haben, denn plötzlich unterbrach sie seine Rede: „Und Sonnberg?“ fragte sie, „Haben Sie ihn heute schon gesehen? Kommt er Abends auf den Ball?“

„Wie sollte er nicht?“ antwortete Klemens, „er ist ja sicher, Sie und Thekla dort zu finden.“

„Sie gefällt ihm also, meinen Sie?“

„Gefällt? . . . Er ist entzückt von ihr, hingerissen, über und über verliebt! Verlassen Sie sich auf mich, ich wiederhole es: bevor diese Woche zu Ende geht, ist Thekla seine Braut.“

Marianne war nachdenklich geworden, eine Wolke lag auf ihrer Stirn als sie nach einer Pause erwiderte: „Ich könnte für sie nichts Besseres wünschen.“

„Ja, der ist's“, meinte Klemens, „der ist's! Ein Schwiegersohn recht nach Ihrem Herzen.“

„Und ein Mann nach Thekla's Kopfe“, fügte die Gräfin hinzu.

Marianne war bei der Erziehung ihrer Tochter vornehmlich von der Sorge geleitet gewesen, in dem Kinde keine „Sentimentalitäten“ und keine „Exaltationen“ aufkommen zu lassen. Thekla's Verstand sollte ausgebildet, und ihre Phantasie gezügelt werden. Wohlthätigkeit und Großmuth hatte man ihr als Anforderungen ihres Standes hin zu stellen. Sie sollte geben lernen, reichlich, mit vollen Händen, niemals jedoch ohne Ueberlegung, vor allem nie aus einer flüchtigen Wallung des Mitleids. „Wissen Sie

warum, liebe Damesnil?" sagte die Gräfin zu der Gouvernante ihrer Tochter, „weil jede Wohlthat mit Unbank belohnt wird, und weil wir den leichter verschmerzen, wenn unser Gefühl mit der Handlung, die ihn hervorrief, nichts zu thun hatte.“

„Ah madame, à qui le dites-vous?“ antwortete Madame Jephirine Damesnil, wie bei jeder Gelegenheit, in welcher ihr der Sinn von Mariannens Reden völlig dunkel blieb.

Madame Damesnil war eine trockene, auf ihren Vortheil bedachte Französin, die sich gegen alles in der Welt, sogar gegen ihre Pflegebefohlenen, gleichgiltig verhielt. Als aber Thekla heranwuchs, geläufig englisch und französisch sprach, ein brillantes Salonstück mit Sicherheit und Bravour auf dem Klavier vorzutragen verstand, wie ein Dämon zu Pferde saß, wie ein Engel tanzte und „un port de reine“ bekam, da gerieth ihre Erzieherin zu Zeiten in Ausbrüche einer seltsam kalten, jedes Wort sorgsam abwägenden Bewunderung für die junge Dame.

Plötzlich jedoch wurde sie sparsamer mit ihrem Lobe und dafür verschwenderisch mit leisen Warnungen, die sich sammt und sonders auf die Gefahren des Unbestandes bezogen. Die Comtesse, die bisher so manche Stunde des Tages am Klavier zugebracht, hatte nämlich begonnen ihr musikalisches Talent zu vernachlässigen und sich mit einer bei ihr ganz unerhörten Leidenschaftlichkeit auf die Malerkunst geworfen. Mit Mühe nur bewog man sie ihre Staffelei zu verlassen. Freilich bot diese meistens einen interessanten Anblick dar. Da begraste sich eine magerer Kuh auf fetter, oder eine fette Kuh auf magerer Weide; da schlich eine Ziege tiefsinnig durch die schauerliche Stille der Einöde, da ragte aus dem Abgrund eine schmale Klippe empor und auf derselben stand eine Gemse, mit Füßen, zusammengeschoben wie die eines in Ruhe gesepten Feldjessels.

So oft Thekla's Zeichenmeister erschien, hatte sie ihm ein eben fertig gewordenes Werk vorzuweisen. Herr Krämer warf sich in einen Fauteuil, der Staffelei gegenüber, spreizte die Beine auseinander, stützte die Ellenbogen auf seine Schenkel und verschränkte die Hände. „Damit ich sie nicht über den Kopf zusammenschlagen kann —“ sagte er, blickte zuerst zu Thekla und dann zu dem neuentstandenen Kunstwerk empor und fuhr fort, während es gar sonderbar in seinem Gesichte zuckte: „Schau, schau unser Comtesse! . . . Aber was macht denn die Bank mitten auf der „Straßen“? . . . Ja so, ein Pferd ist's . . . Aha! — Also nur fort so — das heißt: ganz anders . . . ich mein' halt nur in der Ausbauer. Geduld überwindet Sauerkraut.“

Madame Damesnil warf ihm einen indignirten Blick zu, Thekla jedoch nahm Palette und Malerstock zur Hand und machte sich mit glühendem Eifer an die Arbeit. Krämer spakte die ganze Stunde hindurch, ergriff manchmal einen Pinsel, und über die Schulter seiner Jüngerin hinweg verwißte er die Hälfte des Bildes, an dem sie sich mit so großer Umsicht abmühte. Sie nahm es nicht übel, erhob keine Einsprache, und Madame Damesnil, auf solche, ihr von Thekla nie erwiesene Unterwürfigkeit eifersüchtig, nahm den Maler „en horreur“.

Da ereignete sich eines schönen Wintermorgens etwas Ungeheures, etwas Unerhörtes. Madame Jephirine stürzte in das Schlafzimmer der Gräfin und legte eine Herrn Krämer gehörende Zeichnungsvorlage auf Mariannens Bett. Sie rief: „Madame, madame — voila!“ und deutete mit „schauderndem Finger“ auf eine Zeile, die an den Rand des Blattes hingekriegt, die Worte enthielt: „Haben Sie mich lieb?“ Daneben war von anderer, ach von schwungreicher, kühner, ach, von Thekla's Hand, ein deutliches: „Ja!“ geschrieben.

Marianne starrte die unheilvollen Züge an und ihr Gesicht wurde weiß, wie das Rissen auf dem sie ruhte.

„Dieses Blatt“, keuchte Zepherine „dieses Blatt war bestimmt, heute dem Unverschämten übergeben zu werden . . .“

Marianne hemmte den Ausbruch von Madame Dümesnil's Zorn, dankte ihr bestens für die bewiesene Wachsamkeit und äußerte den Wunsch, allein gelassen zu werden.

Als Krämer, wie gewöhnlich zu spät, zur Unterrichtsstunde kam, wurde er an der Hausthür von dem Kammerdiener in Empfang genommen und anstatt nach Thekla's Wohnzimmer, nach dem Salon geleitet. Schon das machte ihn stutzen, als er aber die Gräfin erblickte, die ihm mit dem corpus delicti in der Hand entgegen trat, ward ihm recht übel zu Muth.

„Herr Krämer“ begann Marianne mit gepreßter Stimme — „es ist unwürdig von Ihnen . . .“ Ihre hohe Erregung hinderte sie fortzufahren, und der burleske junge Mann und die ruhige, weltgewandte Frau standen einander fassungslos gegenüber.

Er wars's, der seine Geistesgegenwart zuerst wieder gewann.

„Frau Gräfin“, sagte er, auf das Blatt deutend, das sie früher vor ihm emporgehalten und das jetzt in ihrer herabgesunkenen Rechten zitterte — „Nehmen Sie's nicht übel, Frau Gräfin. Das Comteffertl ist immer so schön roth worden wenn ich gekommen bin, und so hab' ich mir halt einen Spaß gemacht. Einen schlechten Gedanken hab' ich dabei nicht gehabt. Nehmen Sie mir's nicht übel“, wiederholte er treuherzig.

Marianne sah ihn an und zum ersten Male fiel es ihr auf, daß Herr Krämer ein hübscher Mensch war, mit gewinnenden Augen und mit offenem Gesichte. Das ihre verfinsterte sich immer mehr und nach einer neuen peinlichen Pause sprach sie: „Meine Tochter nimmt von heute an keinen Unterricht im Malen mehr . . .“

Er fiel ihr rasch ins Wort. „Das ist gescheit! denn, wissen Sie, Frau Gräfin, Talent hat sie gar kein's. Es ist schad' um die Zeit. Ich hätt' Ihnen das eigentlich schon lang' sagen sollen, aber ich hab' mir halt gedacht, bei Ihres Gleichen kommt es ja nicht darauf an.“

So großer Unbefangtheit gegenüber erlangte Marianne — wenigstens scheinbar — ihren Gleichmuth wieder. Mit einigen kalt verabschiedenden Worten reichte sie Herrn Krämer seine Zeichnungsvorlage, von der Thekla's „Ja“ sorgsam weggetilgt worden war, und ein wohlgefülltes Couvert.

Dem Maler schoß das Blut ins Gesicht; er senkte einige Sekunden lang den Blick auf das inhaltreiche Päckchen in seinen Händen und sagte dann: „Schauen Sie, Frau Gräfin, das kann ich nicht annehmen . . . Das hab' ich nicht verdient.“ Resolut legte er das Geld auf den Tisch, bat „dem Comteffertl“ einen Gruß von ihm auszurichten und ging seiner Wege.

Hätte Herr Krämer nicht so große Eile gehabt den Platz zu räumen, und sich in der Thür umgewandt, ihm würde ein Anblick zu Theil geworden sein dessen sich Niemand aus der nächsten Umgebung der Gräfin rühmen konnte. Er hätte die Frau, die man empfindungslos nannte, dastehen gesehen, bebend, gebeugt, das Gesicht von Thränen überströmt. — —

Abends hatte Madame Dümesnil wie gewöhnlich die aus dem Theater kommenden Damen mit dem Thee erwartet. Marianne trat vor den Pfeilerspiegel um ihre Coiffüre abzunehmen. Sie stand abgewandt von ihrer Tochter, die sich in einen Fauteuil nieder-



gelassen hatte, und auf deren Gesicht das Licht der von einem Schirme halb bedeckten Lampe fiel. Jeden Zug, jede Bewegung desselben konnte Marianne deutlich im Spiegel sehen.

Nach einigen Bemerkungen über die heutigen Vorstellung, sprach die Gräfin in gleichgültigem Tone: „Unter anderem: der Zeichenhlehrer hat abgedankt. Er gedenkt nicht länger seine Zeit mit unserer Thekla zu verlieren. . . Er meint, du hättest kein Talent, armes Kind.“

Thekla's Augen sprühten helle Bornesfunken, die Röthe des Unwillens flammte auf ihren Wangen; ihre zuckenden Lippen öffneten sich wie zu rascher Antwort, aber — sie schwieg. Sie warf den Kopf mit einer stolzen Bewegung in den Nacken und — schwieg.

Nach einer kleinen Weile war Marianne mit ihrer Coiffüre zu Stande gekommen, setzte sich an den Tisch und ließ sich mit Madame Dümesnil in eine lebhafte Erörterung der neuen Kleidermoden ein, an welcher Thekla nicht theilnahm.

Das junge Mädchen befand sich zwei Tage lang in empörter Stimmung, dann verfiel sie in Melancholie, die nach abermals zwei Tagen einer unbestimmten Empfindung Platz machte, halb Groll, halb Reue, ganz und gar: Unbehagen. Noch waren nicht vier Wochen ins Land gegangen seit Herrn Krämer's improvisirter Liebeswerbung, als die kleine Gräfin sich ihres so rasch ertheilten Jawortes nur noch mit Entsetzen erinnerte; und ein halbes Jahr hindurch konnte sie von ihrem, oder von einem Zeichenhlehrer überhaupt nicht sprechen hören, ohne vor Scham an Selbstmord zu denken.

Einen tiefen, ja, wie Madame Dümesnil meinte, unbegreiflich tiefen Eindruck, machte diese Episode im Jugendleben Thekla's, auf ihre Mutter.

Das kleine Ereigniß, es ist nicht anders möglich, muß die Gräfin zu einem Rückblick in ihre eigene Vergangenheit veranlaßt, muß schmerzliche Erinnerungen in ihr geweckt haben, dachte die Französin. Sie besann sich jetzt des halb vergessenen Gerüchtes, Marianne habe dereinst einen Menschen geliebt, der ihrer in keiner Weise würdig gewesen sei; einen Mann von vielem Geiste, scharfem Verstande, aber zweifelhaftem Rufe, der die Phantasie des jungen Mädchens zu fesseln, ihr Herz zu gewinnen wußte und sich plöblich — sehr zur Beruhigung ihrer Eltern — von ihr abwandte, um ein mit Ostentation zur Schau getragenes Verhältniß mit einer stadtkundigen Schönheit einzugehen. Es gab Leute die behaupteten, vielleicht ohne es selbst zu glauben, die Gräfin habe ihre Neigung für Hans von Rothenburg niemals ganz überwunden. Diese schlecht belohnte Liebe habe Zeit und Entfernung, habe Mariannens Ehe mit einem ehrenwerthen Manne überdauert und den einzigen Schatten geworfen, der jemals in ihr glückliches Dasein fiel. Was an alledem Wahres sei, erfuhr die neugierige Dümesnil nie und blieb in dieser Sache auf die Gedanken angewiesen, welche sie sich selbst darüber machte. Nahrung gab ihnen allerdings die Unruhe, in die Marianne durch Thekla's kindische Herzensverwirrung versetzt wurde. So ängstlich behütet man ein geliebtes Haupt nur vor selbst erfahrenem Uebel. Die Gräfin stand Nachts auf und wachte stundenlang am Bette ihrer schlafenden Tochter. Sie führte eine strengere Kontrolle denn je über die Bücher die Thekla las, über die Musikstücke die sie spielte, einen lebhafteren Kampf denn je gegen Ueberspanntheit und Schwärmerei. Und sie mußte sich endlich sagen, daß dieser Kampf siegreich gewesen war.

Mit achtzehn Jahren trat Thekla in die Welt, gefiel außerordentlich, und bewegte sich in der neuen Umgebung wie in ihrem ureigensten Elemente. Nichts blendete, nichts

überraschte sie. Ruhig nahm sie die Huldigungen hin die ihr dargebracht wurden, lächelte über den Reiz minder Bevorzugter, und hielt mit kühler Majestät jeden fern, der sich aus einer weniger glänzenden Atmosphäre hervor in die ihre wagte.

Einige „sehr annehmbare“ Bewerber waren von Thekla bereits ausgeschlagen worden, als Paul Sonnberg zum ersten Male in der Gesellschaft erschien. Ihm ging der Ruf eines Mannes voran, der zu einer großen Laufbahn bestimmt sei. In seinem Leben war alles anders gewesen als in dem der meisten seiner Standesgenossen. Eine Jugend voll Arbeit und Mühen lag hinter ihm. Er hatte als Kind die öffentlichen Schulen besucht und dann eine deutsche Universität bezogen.

„Obwohl er Ihr einziger Sohn, der einzige Erbe eines großen Vermögens ist?“ sprachen die Leute zu seinem Vater.

„Weil er das ist“, lautete die Antwort. „Vermögen ist Unermögen in der Hand eines Menschen, der nichts vermag. In meiner Hand zum Beispiel, in der Euren!“

Schwer lastete auf dem alternden Manne das Bewußtsein, den Anforderungen der neuen Zeit, die für ihn unversehens hereingebrochen war, nicht genügen zu können. Das Gefühl der Ohnmacht, das ihn niederdrückte, sollte sein Sohn niemals kennen lernen; gerüstet sollte der in das streitbare Leben treten, arbeitsgewohnt in die thätigkeitsfrohe Welt. Der Vater meinte ihn nicht zeitlich genug auf eigene Füße stellen, auf eigene Kraft anweisen zu können.

„Es mußte sein! es geschah für ihn!“ damit tröstete der Graf sich und seine Frau nach dem Abschied von dem geliebten Kinde, das ihnen — eine spät erfüllte Hoffnung — noch im Alter geschenkt worden war.

Paul verstand die Wünsche und Erwartungen der Seinen und übertrug sie alle. Jahr um Jahr kehrte er zurück reicher an errungenen Ehren. Daheim empfing ihn vergötternde Liebe; die Mutter lebte auf, der Vater vermochte kaum sein Entzücken über den herrlichen Sohn hinter still billigendem Ernste zu verbergen; alle Gesichter verklärten sich, das ganze Haus schimmerte im Freudenglanze. Wie ein verwunschener Prinz in den Tagen der Entzauberung zu seinem Königreiche kommt, so kam auch Paul für kurze Zeit in den Besitz seiner angestammten Rechte. Nach absolvirter Universität ging er nach England, um dort Agronomie zu studiren und traf endlich, heiß und ungeduldig ersehnt, zu bleibendem Aufenthalte im Elternhause ein. Nun hieß es zeigen was er gelernt hatte! Es hieß Neuerungen einführen, die wirtschaftlichen Zustände seines Erbgutes verbessern, der ganzen Gegend ein Beispiel geben zu heilsamer Nachahmung. Der stumpfe Widerstand der seinem Eifer, das Mißtrauen das seinem guten Willen entgegengebracht wurden, entmuthigten ihn nicht — lange nicht! Als er aber nach Jahren rastlosen Fleißes immer wieder an die eingebildete und doch unübersteigliche Scheidewand zwischen Theorie und Praxis anrannte, als jeder seiner Erfolge mit Spott, jeder seiner Mißerfolge mit Schadenfreude begrüßt wurde, da riß ihm die Geduld, und Ueberdruß stellte sich ein. Dieser wurde noch erhöht durch die Unsicherheit der allgemeinen Lage, durch die trostlosen Verhältnisse des ganzen Landes. Oesterreich stand damals am Abgrund an den die Sistrungspolitik es geführt; im Innern war der Haß der Nationalitäten entbrannt, von Außen drohten Kämpfe auf Leben und Tod.

In der Ehe, die Paul, den heißesten Wunsch seiner Eltern erfüllend, mit ihrer Nichte, einer armen Verwandten geschlossen hatte, fand er kein Glück. Seine junge

Frau war von ihm niemals geliebt worden und er fühlte sich durch ihre Liebe nur gequält. So war ihm der Aufenthalt in der Heimat in jeder Weise vergällt, und freudig beinahe als die Kriegsanzeichen sich mehrten, eilte er nach Wien und ließ sich als gemeiner Soldat in ein Regiment anwerben, das eben nach Italien abmarschirte. Auf dem Wege erreichte ihn die Nachricht, daß ein Töchterchen ihm geboren sei und daß er seine Frau verloren habe.

Nach beendetem Feldzuge quittirte Paul die Offizierscharge, zu welcher er auf dem Schlachtfelde von Custozza befördert worden und nahm im Reichsrathe seinen Platz unter den Männern der Opposition ein. Sein Wissen, die Energie, mit welcher er seine Meinungen vertrat, erregten Aufmerksamkeit. Daß er ideale Zwecke verfolgte, setzte man auf Rechnung seiner Jugend; daß er freisinnige Politik trieb, wurde als eine Art Sport angesehen und dem Edelmann verziehen, der den Augenblick schon finden werde, in die rechte Bahn einzulenken. In der Gesellschaft sicherten ihm seine Geburt und sein Vermögen eine bevorzugte Stellung. Aber sein Fuß war zu schwer für den parkettirten Boden des Salons. Er hätte die große Welt bald gekloht, wäre nicht Thekla darin zu finden gewesen. Wenn je zwei Menschen, so waren die für einander geboren, urtheilte ihre Umgebung. Beide zu gleichen Ansprüchen berechtigt, beide jung, schön, hochbegabt, mit Glücksgütern reich gesegnet. Namen, Rang, Verhältnisse in vollkommenster Uebereinstimmung. Mit der Unbefangtheit eines Mannes der eine Zurückweisung nicht besorgt, legte Sonnberg seine Bewunderung an den Tag, mit sichtbarem Wohlgefallen wurde sie aufgenommen. Alle anderen Bewerber Thekla's traten zurück und jede leise Hoffnung auf die Gunst der Gefeierten erlosch, als man Paul, dem Fürsten Eberstein auf die Frage: „Wie gefällt sie Ihnen?“ antworten hörte:

„Wie das Schönste, das ich jemals sah!“

Der Ball, auf dem Fürst Klemens eine entscheidende Wendung seines Schicksals zu erleben hoffte, ging zu Ende; er war der letzte und zugleich der glänzendste dieser Saison. Marianne erwartete nur den Schluß des Cotillons um das Fest zu verlassen, und dieselbe Absicht hatte Sonnberg ausgesprochen, der an ihrer Seite sitzend, dem Tanze zusah. Sie führten ein eifriges Gespräch, das die Gräfin von allgemeinen Gegenständen auf besondere, und endlich auf persönliche zu lenken verstand. Paul bemerkte bald, daß er einem kleinen Verhör unterzogen wurde, doch geschah dies in so freundlich theilnehmender Weise, daß es unmöglich war, auf eine Frage die Antwort schuldig zu bleiben. Besonders warm und herzlich lauteten die Erkundigungen Mariannens nach den Eltern Sonnberg's und nach seinem Töchterchen; sie wollte wissen, ob die Kleine ihrer verstorbenen Mutter ähnlich sehe, sie wollte etwas hören von ihrer Gemüthsart, ihren Eigenthümlichkeiten.

Ein überlegenes Lächeln umspielte seinen Mund und er entgegnete: „Sie lag in Windeln, als ich sie zum letzten Male sah, ich kann Ihnen demnach über das Äußere der jungen Person nichts verrathen. Ihre Eigenthümlichkeiten aber, ihre Gemüthsart werden wohl die der Leute ihres Alters sein.“

„— Und die ihrer eigenen kleinen Individualität.“

„Individualität? ich denke, daß sie noch keine hat. Mit drei Jahren sind alle Kinder einander gleich.“

„Nicht zwei“, sprach die Gräfin bestimmt, „auf der ganzen Erde nicht zwei!“

„Wahrhaftig?“ versetzte er zerstreut. Sein Auge verfolgte mit dem Ausdruck eiferfüchtigen Entzückens die schöne Thessa, die jetzt in den Armen ihres Tänzers an ihnen vorüber wirbelte.

Marianne verglich die heiße Leidenschaft, die aus seinen Blicken funkelte, mit der *„Kauß; vñ je angeßtost. h. gha. c. d. er vor seipom. f. t. era. u. f. r. em. st. h. r. n. d. e. p. f. u. y. d. u.“* dachte: — Was für eine Art Mensch bist du eigentlich? es liegt etwas Unfertiges, Unaufgeschlossenes in dir. — Ah! tröstete sie sich, er hat zu viel in Büchern gestekt, er kennt das Leben nicht. Die Schule und ein einsames Schloß auf dem Lande, das war bisher seine ganze Welt. Er steht zum ersten Mal im Menschengewühl und mit all seiner Weisheit ist er doch nur ein Neuling darin. Aber — wo hat er Wurzeln geschlagen? Was ist sein eigentliches Element? Die Familie nicht, er scheint sehr gleichgiltig gegen alle die ihm angehören. Wahrlich, ein Mann der Mariannen auf dem Ball von den Süßigkeiten des Familienlebens vorgesäußelt hätte, wäre ihr lächerlich vorgekommen, aber so trocken wie dieser Sonnberg es that, sollte Niemand diejenigen abfertigen, die ihn an die Seinen erinnern.

Die Gräfin sah ihn von der Seite an: — Verwöhnt wurdest du, das ist's! Zuerst durch das Glück, das dich mit Talent reich ausgestattet hat und mit Mitteln es geltend zu machen, dann durch übergroße Liebe. Als eine Last empfindest du sie und meinst genug zu thun, wenn du sie nur duldest, nur erträgst.

Wieder betrachtete sie ihn, forschend, aufmerksam. Sein Angesicht drückte die höchste, erwartungsvollste Spannung aus. „Wahltour!“ hatte der Bortänzer gerufen — Thessa, eben erst an ihren Platz zurückgeführt, erhob sich. Mehrere junge Leute eilten herbei, umringten sie und jeder flehte: „Wählen Sie mich! — mich!“ Sie schüttelte verneinend den Kopf, der Kreis der um sie geschlossen worden war, theilte sich und sie ging, an all den Enttäuschten vorbei, langsam, in gleichmäßigen Schritten die Breite des Saales durchschreitend, auf Sonnberg zu. Und nun, anmuthig und stolz in ihrem duftigen Gewande, die Wangen rosig angehaucht, die herabhängenden Hände leicht in einander gelegt, stand sie vor ihm und grüßte ihn mit einem kaum merkbaren Reigen des Hauptes. Er sprang auf — aus seinem Antlitz war alle Farbe gewichen — er zitterte, ja, er zitterte! wie nach Athem ringend hob sich seine Brust . . . Im nächsten Augenblicke jedoch hatte er sich gefaßt, umschlang die reizende Gestalt und sie flogen im raschen Takte der Musik dahin, von allen die sich in dem leuchtenden Saale, lebensdurstig und lebensfreudig im Tanze bewegten, das schönste Paar.

An der Seite dieses Mannes nahm sich Mariannens blühende Tochter beinahe schwächlich aus, aber friedliche Ruhe lag auf ihrer Stirn, gleichmüthig wie immer glänzten ihre klaren blauen Augen, während die feinen zu glühen schienen und sein ganzes Wesen eine gewaltige, tiefe, seltsame Verwirrung verrieth.

Die Gräfin sahste die bange Sorge schwinden, die ihr Herz beklemmt hatte. — Die wird ihn nicht verwöhnen, sagte sie zu sich selbst, der zweiten Frau wird er sich beugen! . . .

Ein hagerer, hochgewachsener Mann, der sich ihr näherte, unterbrach sie in ihren Betrachtungen.

„Sie tanzt!“ sprach er, auf Sonnberg deutend „die Statue des Comthurs steigt von ihrem Piedestal herab und tanzt!“

Marianne wandte sich langsam beim Klange der wohlbekanntenen Stimme und ent-

segnete: „Das ist weniger verwunderlich, Herr von Rothenburg, als daß Sie kommen um ihr zuzusehen.“

„Deshalb komme ich auch nicht, sondern um, wie gewöhnlich, meine Betrachtungen zu machen beim Schluß unserer Carnevals-Ausstellung, unseres Kindermarktes von Bethnal-Green.“

Die Gräfin zuckte schweigend mit den Achseln, er nahm ohne Umstände Platz neben ihr und fuhr fort: „Immer dasselbe, nicht wahr? Angebot und Nachfrage stimmen niemals überein.“

Wie Kurzsichtige pflegen, zog er seine kleinen tiefliegenden Augen zusammen und fixirte Marianne mit eigenthümlich scharfem Blicke.

„Was fehlt Ihnen, Frau Gräfin? Sie sind aufgereggt. Sollte das Ereigniß, das bevorsteht in Ihrer Familie, sich Ihrer unbedingten Zustimmung nicht erfreuen?“

Sie versuchte nicht Unbefangenheit zu heucheln und zu thun verstände als sie ihn nicht. Sie antwortete einfach: „Es ist keineswegs ausgemacht, daß überhaupt ein Ereigniß bevorsteht.“

„Um so besser dann“, sprach er.

„Warum?“ fragte Marianne befremdet.

Er lachte: „Warum? Bin ich der Mann von dem man Gründe fordert? . . . Und wenn ich von meinem ahnungsvollen Gemüthe spräche, würden Sie mir glauben?“

Eine kleine Pause entstand, dann sagte Marianne wie mit plötzlichem Entschlusse: „Was haben Sie gegen den Grafen Sonnberg?“

Rothenburg antwortete spöttisch: „Alles. Daß er jung ist, daß er reich, schön, vornehm ist, daß er . . .“

„Den Ruf eines geschiedten Mannes besitzt“, ergänzte die Gräfin in demselben Tone.

„Den ihm alberne Leute gemacht haben — und der deshalb unerschütterlich ist. Uebrigens“, fuhr er ernsthaft fort, „glauben Sie nicht, daß ich ihn unterschätze. Er besitzt ein kostbares und trotz der Behauptung unserer Psychologen äußerst seltenes Gut: eine Seele. Vorläufig ist ihm das noch ein Geheimniß — er weiß es nicht. Aber der Augenblick wird kommen, in welchem er's erfährt und dieser wird für ihn ein entscheidender sein.“

Mit gesenktem Haupte hatte Marianne seinen Worten gelauscht, die beinahe völlig ihre eigenen Gedanken aussprachen.

„Sie rathen mir also —“ fragte sie zögernd.

„Zu mißtrauen!“ rief er, „dem Schicksal immer dann am ängstlichsten zu mißtrauen, wenn es ein ungetrübtes Glück zu verheissen scheint. Die boshafte Mächte, die über dem Menschendasein walten, geben entweder den Durst oder die Labe, das Schwert oder die Faust, die es führen könnte, sie geben jenem den Wunsch, diesem die Erfüllung und wo ich äußere Uebereinstimmung sehe, weiß ich auch: hier ist innerer Zwiespalt.“

„Etwas geb' ich zu von alledem“, sprach Marianne, „ohne deshalb an Ihre „boshafte Mächte“ zu glauben. Und — vollkommenes Glück! wer denkt daran?“

„Nicht wahr?“ rief er, „besonders in unserem tugendreichen Zeitalter, das jedes andere Glück verbietet als das pflichtmäßige.“

„Das haben frühere Zeitalter wohl auch gethan.“

„O nein! Als noch Leidenschaft, Kraft und Muth auf Erden herrschten, da war es anders. Raivetät entschuldigte die Schuld. Munter verübten die alten Götter ihre

Frevel und die Menschen ahmten ihnen unbefangen nach. Wenn Antonius und Kleopatra sündigten, applaudirten zwei Welttheile. Jetzt schleicht die Sünde lichtscheu einher und feige Neue heftet sich an ihre Fersen. Wir, denkende Schwächlinge, entnerot durch die Reflexion, wir verstehen auch das schönste Verbrechen nicht mehr zu genießen."

"Verbrechen genießen? . . . Das sind wieder ganz Sie selbst!" sagte Marianne.

Die Gereiztheit, die aus ihrer Stimme klang, schien Rothenburg ein lebhaftes Vergnügen zu machen. "Immer nur ich! Mehr denn je!" scherzte er, "seitdem die einzige Hand, die sich zu meiner Rettung ausstreckte, mich aufgegeben hat — völlig aufgegeben. Nicht wahr?"

Marianne begegnete seinem höhnisch herausfordernden Blick; ein Ausdruck unerbittlicher Strenge lag auf ihrem Gesichte, ihre Augen glänzten wie im Bewußtsein eines Sieges, und sie sprach gelassen: "Sie haben sich eben theilnehmend und besorgt um Thekla's Wohl gezeigt, was treibt Sie diesen guten Eindruck zu verwischen?"

"Rein böser Dämon vermuthlich", antwortete er in leichtfertigem Tone. "Aber lassen wir das. Frieden also und ewige Freundschaft!"

"Frieden", wiederholte sie nachdrücklich, "so guten als Sie fähig sind zu halten. — Da kommt Thekla!"

Marianne erhob sich und ging ihrer Tochter entgegen, die am Arme des Fürsten Klemens auf sie zugeschritten kam. Einen Augenblick starrte ihr Rothenburg finster nach: "Doch schade!" murmelte er zwischen den Zähnen, dann wandte er sich um, mit einer Bewegung, als gälte es eine unwohlgewohnte Lust, Kopfshütteln und verfahren in der Menge, die den Gemächern zuströmte, in denen das Souper aufgetragen worden.

Die kleine Gesellschaft, die sich noch im Ballsaale befand, schickte sich an ihn zu verlassen. Sie bestand aus der Gräfin und ihrer Tochter und aus Oberstein und seinem Neffen. Dieser, ein junger Mann mit rundem Kindergesichte, treuherzigen braunen Augen, weit aus einander stehenden Zähnen und einem dünnen lichtblonden Vollbärtchen, bot nun Thekla seinen Arm, während Marianne den des Fürsten annahm.

Das junge Paar ging dem älteren voran. Schüchtern und leise, dabei jedoch höchst eifrig sprach der kleine Graf zu seiner schweigenden Gefährtin.

"Er macht ihr Vorwürfe", sagte der Fürst, als sie über die blumengeschmückte Treppe zur Halle hinabstiegen. "Er hat Ursache dazu; sein gutes Recht wäre gewesen, den Cotillon, den er mit ihr tanzte, auch mit ihr zu beschließen. Der arme Junge wartete so ungeduldig, daß sie ihm zurückkehre! Aber, als es endlich geschah, da wurde seine Aufforderung zur letzten Walzertour — abgelehnt. Ja, ja — abgelehnt! Majestätisch, wie sie sein kann, die junge Hege, sprach sie: „Ich danke Ihnen — ich tanze heute nicht mehr. . .“

"Das hat Thekla gesagt?" fragte die Gräfin erschrocken.

"Ja wohl!" entgegnete Klemens fröhlich, "und mit einem Blicke auf den glückstrahlenden Sonnberg — einem ernstern, huldvollen Blicke — ich wollte, Sie hätten ihn gesehen! . . . Verrathen Sie mich aber nicht!" flüsterte er Mariannen zu. Der Wagen war vorgefahren, die Damen stiegen ein. "Morgen also um zwei Uhr, kommen wir," rief ihnen der Fürst noch zu, und die Equipage rollte davon.

"Warum sagen Sie mir?" fragte Alfred, "wer begleitet Sie morgen zu der Gräfin?"

Klemens zog sein Cache-nez bis zu den Ohren hinauf und erwiderte kurz: "Sonnberg begleitet mich."

„Wie, lieber Onkel — Sie machen sich zu seinem Freierwerb?“ sprach Alfred vorwurfsvoll — „Sie! . . . Und wissen doch . . .“

„Ich kann in dieser Angelegenheit keine Rücksicht auf Dich nehmen. Ich kann in dieser Sache nichts für Dich thun. Es war ein Unsinn, daß Du Dich in Gräfin Thekla verliebest . . . Zum Teufel, eh man sich verliebt, sieht man zu in wen?“ Das Gespräch, das er heute morgens mit Mariannen gehabt, kam dem Fürsten sehr zu Hilfe; und er schloß: „Mit dieser Empfindung mußt Du trachten fertig zu werden. Das kann man. Man muß nur bei Zeiten zum Rechten sehen.“

Unterdessen hatte Paul, der seinen Wagen fortgeschickt, zu Fuße den Heimweg angetreten. Ihn lockte der Gang durch die schneebedeckten Straßen in der stillen Winter- nacht. Erquickt von der kalten Luft, die ihn anwehte, sog er sie tiefathmend ein und begann gewaltig auszusprechen. Wie groß und weit war ihm das Herz! Als hätte ein Wonn sich gelöst, der auf ihm ruhte, so fühlte er sich; als wären ungeahnte Fähigkeiten in ihm erwacht.

— Das ist das Glück! das ist die Liebe! — jauchzte es in seiner Brust. Was hatte er bisher für den Inhalt des Lebens gehalten? Einen Ehrgeiz, den tausende besaßen, das Jagen nach Zielen, die andere so gut wie er erreichen konnten. Von dem alles verkärenden Licht, von der Krone des männlichen Daseins, von der Liebe zu einem Weibe, davon hatte er nichts gewußt. Wohl war er angebetet worden von Kindheit an, hatte schwärmerische Neigungen eingeflößt, erwidert aber hatte er noch keine Liebe von aller, die ihm entgegen getragen wurde. Und jetzt — wie aus dürrem Waldesboden die Lohr bricht, wie Feuerfluthen emporsteigen aus dem felsenstarrenden Berge, so flammte jetzt in seiner Seele die Leidenschaft plötzlich auf. Sie war erwacht, ein göttliches Wunder; das schöne Geschöpf, das er eben in seinen Armen gehalten, hatte sie geweckt, zu niemals geahnter Wonne . . . Niemals!

Eine Regung von Mitleid erwachte in ihm — wie ein Schatten zog die Erinnerung an seine verstorbene Frau durch sein Gemüth. Aber selbst dieser leichte Schatten, den eine trübe Vergangenheit über die lichtströmende Gegenwart gleiten ließ, verfloß. Was ist eine wehmüthige Erinnerung im Augenblick der seligsten Erfüllung? . . . Vorbei! vorbei! Friede mit den Todten, und Glück und Macht mit den Lebendigen!

Am folgenden Tage, um zwei Uhr, ließen Eberstein und Sonnberg sich bei der Gräfin anmelden. Clemens trug eine Zeitlang die Kosten der Unterhaltung, gestand aber plötzlich, daß er heute nur gekommen sei um zu gehen, da eine Verabredung mit seinem Geschäftsmanne ihn an das andere Ende der Stadt rufe, und verabschiedete sich mit einem freudestrahlenden Blick auf Marianne und einem Blick voll väterlichen Wohlwollens auf Paul.

Von ihrem Fenster aus, das in den hellen, geräumigen Hof hinabging, hatte Thekla die beiden Herren kommen, und den Fürsten sich nun entfernen gesehen. Sonnberg war allein bei ihrer Mutter. Jetzt, ganz gewiß jetzt, stellt er seinen Antrag . . . Er sagt, daß er von Thekla dazu berechtigt sei. Eine Pause! eine halbe Minute Pause: Der Anstand will's, und so gehört es sich. — Das Mädchen sah nach der Uhr auf dem kleinen Schreibtisch. Die halbe Minute war vorbei und Mama spricht vielleicht in diesem Augenblicke: „Ich vertraue Ihnen die Zukunft meiner einzigen Tochter an . . .“ Die

gute Mama! Thekla's rosige Lippen, die sich so eben mit einem prächtigen Ausdruck muthwilliger Ueberlegenheit aufgeworfen hatten, verzogen sich ein klein wenig, wie die eines verwöhnten Kindes, dem man ins Gewissen redet und das mit seiner Nührung kämpft. Ihre Pulse begannen rascher zu schlagen, eine nie gefühlte Bangigkeit beengte ihr die Brust. Sie erhob sich, trat an das Fenster und blickte hinab in den Hof . . .

Da steht Sonnberg's Equipage. Ein kleines dunkles Coupé, leicht und solid gebaut, vor Neuheit funkelnd. Der Kutscher sitzt steif auf dem Boock, hält mit der rechten Hand den Stiel der Peitsche auf den Schenkel gestützt und in der linken die Zügel. Man sieht ihm's an, daß er lieber sterben als die Augen von seinen Pferden wenden würde. Ei, sie sind dieser Aufmerksamkeit wohl werth, die zierlichen Klappen mit ihren feinen Köpfen, ihren schlanken Halsen, mit den geschmeidigen, stählernen Fesseln. Ihr seidenes Haar ist schwarz wie die Nacht und wie Mondlicht schimmert sein Glanz. Sie stampfen mit spielender Grazie den Boden und blasen übermüthig die Rüstern auf als fühlten sie, daß ein Kennerauge auf ihnen ruhte . . . Thekla hatte ihre Mutter oft ungeduldig gemacht durch die Behauptung, um zu wissen, was an einem Menschen sei, brauche sie nur — seine Equipage zu sehen. An das erschrockene: „Ich bitte Dich!“ das Marianne bei dieser Gelegenheit auszustossen pflegte, dachte Thekla jetzt und hielt in Gedanken eine kleine Rede an ihre Mutter: „Sieh dorthin und wage es mir Unrecht zu geben. Sieh diesen Wagen, dieses Gespann, diese Riemen, diese Schnallen! Ist das nicht alles korrekt und tadellos, pünktlich, charaktervoll? Auch Klemens hat englische Coupés und Pferde aus edelstem Blut, aber wie ist das alles zusammengestellt? Ohne rechten Geschmack, ohne die Strenge, die unerbittlich auf Sorgfalt bis ins Kleinste dringt. Der Weichling verräth sich überall!“

Sie wandte sich vom Fenster weg und begann im Zimmer auf und ab zu schreiten. Ihre Phantasie zauberte ihr einen noch viel schöneren Anblick vor als den, welchen sie eben genossen: die Equipage der Gräfin Sonnberg, und bald auch das Palais, durch dessen Einfahrt diese Equipage rollte, während die Glocke dreimal anschlug und der dicke Portier sich ehrerbietig verneigte, in seinem rothen Pelze mit goldgesticktem Baudelir . . . Roth und gelb sind die Sonnbergischen Farben, das Wappen ist eine goldene Sonne, aufsteigend am purpurnen Horizont. Dieses Sinnbild prangt über dem Thore des majestätischen Bauwerks, eines Juwels alterthümlicher Architektur, des Palais, dessen Gebieterin sie werden sollte, Gebieterin des Gebieters und aller die dem Gebieter dienten . . .

Thekla war an Reichthum und Behagen gewöhnt, aber im Wittwenhause ihrer Mutter hatte sich allmählig ein Domestiken-Regiment und mit ihm so mancher Mißbrauch eingeschlichen. Es fehlte der kräftige Mann, der die Herrschaft in starken Händen hält. Graf Sonnberg wird das verstehen, er wird für die Ordnung und nach Außen für den Glanz seines Hauses sorgen. Den Mittelpunkt dieses Glanzes gedenkt Thekla zu bilden und von ihm umgeben sich der Welt zu zeigen, in der Stadt zur Winterszeit, im Sommer auf ihren Schlössern . . . Dort will sie leben wie der Adel im vorigen Jahrhundert auf seinen Schlössern zu leben pflegte, einen zahlreichen Freundeskreis gastfrei um sich versammeln, täglich neue Feste erfinden, den Hasen jagen auf der Haide, den Hirsch im Walde und sich lächelnd der Zeiten erinnern, in denen sie in Bildungen zwischen ihrer Mutter und Madame Damesnil saß und Weihnachtsjacken und Neujahrs- hauben für die armen Dorfkinder häfelte . . .



Die Uhr auf dem Schreibtische hob aus zum Stundenschlag . . . drei Uhr! . . . die Unterredung zwischen dem Grafen und ihrer Mutter dauerte lange — was hatten sie einander zu sagen? . . . Ihr wurde angst — sollten alle ihre schönen Träume in Luft zerrinnen? . . . Aber da pochte es an der Thür, der Kammerdiener erschien und sprach: „Die Frau Gräfin lassen bitten . . .“

Thella fand ihre Mutter im kleinen Salon, an ihrem gewöhnlichen Platze, in ihrer gewöhnlichen Haltung, aber mit gerötheten Wangen, ja sogar mit leicht gerötheten Augen. In hoher Erregung schritt Sonnberg auf das junge Mädchen zu, er war sehr bleich und seine Lippen bebten.

„Ihre Mutter theilt Ihr Vertrauen zu mir nicht, Gräfin Thella“, sprach er. „Sie verurtheilt mich zu einer Probezeit . . . Ich soll dienen um mein Glück. Sie will es.“

Thella runzelte die Stirn, ihre Augenbrauen zogen sich zusammen, und sie entgegnete leise, aber festen Tones: „Und was wollen Sie?“

Paul ergriff ungestüm ihre Hand: „Ich will mich bemühen“, rief er, die Probezeit möglichst abzukürzen . . .“

„Sie fügen sich also“, sagte Thella und schüttelte beinahe unmerkbar das Haupt.

„Ich füge mich, da ich die Zustimmung Ihrer Mutter nicht erzwingen, und noch viel weniger — Ihnen entsagen kann . . . Helfen Sie mir“, flehte er leidenschaftlich, „helfen Sie mir den hohen Preis, den ich im Sturme erringen wollte, nun wenigstens nicht zu verscherzen! . . . Ich will alles lernen, sogar geduldig sein, wenn Sie mir liebevoll zur Seite stehen — ich will alles thun, um mich allmählig Ihrer werth zu zeigen — nicht nur zu zeigen, es zu werden, so sehr mir dies überhaupt möglich ist, denn ganz und völlig Ihrer werth ist kein Mann auf Erden — das weiß ich wohl.“

Er sprach abgebrochen, hastig und Thella trat einen Schritt zurück, erstaunt, erschrocken über den Sturm heißer Empfindungen, der in ihm zu kämpfen schien. Seine Blicke ruhten auf ihr, beschwörend: Sprich! Antworte mir! . . . Aber Thella verstand ihre glühende Sprache nicht, denn sie schwieg. Sie stand da um einen Ton blässer als gewöhnlich, sie dachte: Das ist peinlich; und als sie die gesenkten Augen erhob, war es nicht zu ihm, der darauf harrete wie auf die Erlösung, sondern zu ihrer Mutter — war es rathlos und hilflosuchend . . .

Marianne erhob sich, ging auf Sonnberg zu und legte beschwichtigend die Hand auf seinen Arm.

„Sie sind ein Kind, mein lieber Graf“, sagte sie, „trotz Ihrer dreißig Jahre, trotz Ihres großen Verstandes.“

„Ich liebe zum ersten Male, das macht jung in meinem Alter; es macht aber auch weich, nachgiebig und gehorsam . . . Ich kenne mich selbst nicht mehr. — Sie haben ein Wunder gethan, Thella!“ rief er und breitete die Arme aus. Einen Augenblick ruhte ihr Haupt an seiner Brust, im nächsten schon hatte sie sich losgemacht und war zu ihrer Mutter getreten, verwirrt, in großer Bestürzung.

„Thella!“ wiederholte Sonnberg.

Marianne beeilte sich dem Vorwurf zu begegnen, der auf seinen Lippen schwebte: „Vergessen Sie nicht“, sprach sie, „daß Menschen nur unbewußt Wunder thun. Es beängstigt sie, wenn man ihnen dafür dankt“, setzte sie lächelnd hinzu.

In der Stadt ließ sich's Niemand nehmen, daß Paul und Thella verlobt seien, daß ihr Brautstand nur noch — aus irgend einem unbekanntem Grunde — nicht declarirt werde. In der That brachte Sonnberg täglich einige Stunden im Hause der Gräfin Neumark zu. Er fühlte bald, daß er Fortschritte machte in der Gunst Mariannens und das beglückte ihn.

Thella blieb sich immer gleich.

Vom Augenblicke an, in welchem er in das Zimmer trat, war sie einzig und allein mit ihm beschäftigt, war freundlich und aufmerksam und widersprach ihm nie; sie gewöhnte sich fogar, Urtheile zu wiederholen, die er gefällt hatte. Eine Zeitlang begnügte er sich mit diesem für ihn so schmeichelhaften Begegnen, nach und nach aber begann er hinter all dieser Rücksicht und Zügsamkeit große Kälte zu ahnen. Gräßlich durchblühte ihn, glückvernichtend der erste Zweifel an Thella's Liebe. Sein ganzes Wesen empörte sich dagegen und wie einen Gedanken an erlittene Schmach wies Paul ihn von sich.

Aber einige Bitterkeit blieb doch zurück, ein unwiderstehlicher Wunsch, die Geliebte zu reizen, zur Ungeduld zu bringen, den heiteren Gleichmuth zu stören, der ihn anfangs entzückt hatte und der ihm jetzt ein Frevel schien an seinen eigenen Gefühlen, an der Sehnsucht, die er um sie litt, an der schwer erkämpften Geduld, zu welcher er sich zwang, er, so gewöhnt an freudiges Entgegenkommen, der Mann des raschen Erfolgs, der nie gelernt hatte zu warten und zu werben, dem man niemals Nein gesagt, er, Paul Sonnberg!

Als Thella das nächste Mal einer von ihm aufgestellten, sehr unhaltbaren Behauptung nicht widersprach, rief er herausfordernd und herb: „Das ist meine Meinung, sagen Sie jetzt die Ihre!“ Sie erhob die großen Augen zu ihm voll bestürzter Bewunderung, senkte dann hocherröthend den Blick und schwieg. Jede Frage, die er noch an sie stellte, beantwortete sie kleinlaut mit Ja oder Nein, wohl auch — mit Ja und Nein. Paul blieb während der Dauer seines Besuchs unruhig, bitter, und ging endlich, von tausend widerstrebenden Empfindungen erfüllt und gequält.

Am folgenden Tage kam er früher als gewöhnlich und fand Thella allein. Sie saß auf dem Plaze ihrer Mutter in dem kleinen braunen Salon, ihre Arbeit im Schooße. Sie hatte sich aber weder damit beschäftigt, noch mit dem Buche, das aufgeschlagen neben ihr auf dem Tischchen lag. Sie saß unbeweglich da, wie eine Statue, Ebenmaß in jeder Form, Schönheit in jeder Linie. Als Paul eintrat, erhob sie sich und ging ihm entgegen, lächelnd und freundlich wie immer, in ihrer anbetungswürdigen Herrlichkeit. Er hatte die Nacht in schwerem Kampfe durchmacht, seine Festigkeit verwünscht und schmerzlich bereut. Er erwartete Thella verstimmt zu finden, gekränkt über sein gestriges, kindisches Gebahren, er meinte sie veröhnen zu müssen, und er wollte es! . . . Statt dessen begrüßte sie ihn holdselig und unbefangen, als wäre ihr Einvernehmen nicht durch den leisesten Schatten getrübt worden. Sogleich stieg, mit unsäglicher Bitterkeit, die Frage in ihm auf: „Hab' ich nicht einmal die Macht, ihr weh zu thun?“ — Doch bezwang er sich und sprach ruhig: „Thella, ich war gestern widerwärtig, unerträglich — können Sie mir verzeihen?“

Sie wurde ein wenig roth, ein wenig verlegen und antwortete hastig wie Jemand der einer unangenehmen Erörterung auszuweichen sucht: „Ich bin ja gar nicht böse gewesen.“

„Verdanke ich diese Nachsicht Ihrer Barmherzigkeit oder Ihrer Gleichgiltigkeit? Antworten Sie mir“, setzte er halb stehend, halb herausfordernd hinzu.

„Wie können Sie von Gleichgiltigkeit reden“, erwiderte Thekla, „da Sie doch wissen . . .“ sie hielt inne.

„Ich weiß“, rief er, „daß Sie mir Ihr Jawort gaben, als ich Sie fragte, ob Sie meine Frau werden wollen. Jetzt frage ich Sie, Thekla: Lieben Sie mich? . . . Sie haben mir Ihre Hand zugesagt, ist Ihre Seele mein? Fühlen Sie, daß kein Mann auf Erden Sie besitzen kann wie ich, das heißt, Sie besitzen mit allen Ihren Gedanken, Regungen und Empfindungen, mit Ihrem ganzen schrankenlosen Vertrauen? . . . Ist mein Glück das Ziel Ihrer Wünsche, wie wahrlich! das Ihre Ziel und Inbegriff der meinen ist? . . . Lieben Sie mich?“

Er hatte die letzten Worte mühsam hervorgestoßen, sie kamen wie ein dumpfer Schrei aus seiner gepreßten Brust. Thekla hielt den Blick nicht aus, der schmerzlich und jornig auf ihr ruhte, bang wandte der ihre sich nach der Thür, durch welche sie hoffte ihre Mutter endlich eintreten zu sehen — niemals hatte sie ihre Mutter so sehnsüchtig herbei gewünscht! . . .

„Sie kommt“, sagt Paul, ihre stumme Bewegung beantwortend, „beruhigen Sie sich, sie wird gleich hier sein; ihre Anwesenheit wird mich aber nicht hindern so zu Ihnen zu sprechen, wie ich's thue . . . Weil ich muß, weil ich soll!“ Er ergriff ihre Hand und presste sie heftig in der seinen, ohne zu denken, daß er ihr weh that. Etwas Drohendes klang aus seiner Stimme, wogegen ihr Stolz sich empörte.

Sie zog mit Gewalt und Entrüstung ihre Hand aus der seinen und sagte: „Ich weiß nicht was Sie wollen.“

„Ich werde es Ihnen sagen!“ rief er ausbrechend. „Die Ehrenhaftigkeit des Weibes besteht darin, dem Manne, der um sie freit aus unaussprechlicher Liebe — Nein! zu antworten, wenn sie diese Liebe nicht erwidern kann . . . Verstehen Sie mich jetzt? . . . Wir würden unglücklich sein — Beide — wenn Sie mich nicht liebten. — Weisen Sie mich ab, Thekla, wenn Sie mich nicht lieben! . . . Weisen Sie mich ab!“

Sie stand vor ihm mit trotzig aufgeworfenen Lippen, bleich und ruhig — noch immer ruhig . . . Plötzlich aber zuckte es schmerzlich über ihr Gesicht, ihre Augen wurden feucht und rasch bedeckte sie dieselben mit ihrer Hand. Ach, auf dieser edlen Hand brannten rothe Flecken, die Spuren der schonungslosen Finger, die sie eben umklammert hatten; sie erhob sich wund und weh um Thränen zu verbergen, die er fließen gemacht, der gequälte Quäler, dessen Herz sich bei diesem Ausblick wandte, und den tiefe Reue ergriff, nagende Scham . . . Er fühlte seinen Zorn erlöschen, den letzten Stolz verschwinden und seine Liebe steigen, steigen, wie eine reine Flamme, sein ganzes Wesen erfüllen und läutern, er fühlte in ihren göttlichen Bluthen alles schmelzen, was in ihm an Selbstsucht, Selbstbetrug und Eitelkeit gelebt hatte . . . Er trat auf die Geliebte zu, legte den Arm um sie und küßte mit innigster Bärtlichkeit die Hand, die er ihr von den Augen zog.

„Sagen Sie noch Ja?“ fragte er leise.

Sie nickte schweigend und sah ihn an.

„Sie wissen, daß ich aus Liebe um Sie werbe, und sagen dennoch: Ja?“

„Ich sage dennoch Ja“, erwiderte sie mit ihrem bezauberndsten Lächeln.

„So gehörst Du mir“, flüsterte er ihr zu, „so bin ich Dein — und bin es ganz . . . Gebiete! herrsche!“

Er beugte sich über sie, sein Mund näherte sich dem ihren . . . Sie schloß die Augen,

sie hätte fliehen mögen — aber sie wagte es nicht. . . Er könnte wieder zürnen, wieder sagen: Weifen Sie mich ab, wenn Sie mich nicht lieben! Ihre Lippen erkleichten, zitterten angstvoll unter der Berührung der seinen. . . Da öffnete sich die Thür und Marianne trat ein.

Von dem Tage an erschien Paul verändert; sehr zu seinem Vortheile, meinten die Gräfin und ihre Tochter. War es die Frucht männlich bestandener Kämpfe mit sich selbst, war der Frieden wirklich in seine Seele gekommen. Die Ungleichheit seiner Laune störte Thekla's heitere Sorglosigkeit niemals wieder. Er vermied alles was sie unangenehm berühren konnte, er forderte in ernsthaften Dingen kein Urtheil mehr von ihr, fragte nicht mehr in hofmeisterndem Tone ob sie dieses oder jenes Buch gelesen habe. Die Helden der Geschichte, die großen Dichter und Künstler, deren Geister er sonst mit einem Enthusiasmus zu citiren pflegte, der zur Theilnahme aufforderte, ließ er jetzt ruhen. Er vermied alles Kritteln und Mäkeln, er gab sich ganz dem Zauber hin, den Thekla's von Hoheit umstrahltes Wesen, den der Wohlklang ihrer Stimme auf ihn ausübten. Er begann Geschmack zu finden an dem heiteren, unbekümmerten Leben im Hause seiner zukünftigen Schwiegermutter und schwelgte in dem anmuthigen, undefinirbaren Behagen, das vollendete Wohlerzogenheit um sich her zu verbreiten weiß.

Für die Entschiedenheit, womit Thekla traurige und unangenehme Eindrücke von sich wies, für ihre Scheu vor geistiger Anstrengung, fand er tausend Entschuldigungen: Sie ist jung und nimmt das Leben leicht, sie ist glücklich und will es bleiben, sie fühlt halb unbewußt, wie ein Kind, das sich gegen das Aufnehmen schwieriger Erkenntnisse sträubt, den tiefen Sinn der großen Wahrheit: Nachdenken bricht das Herz!

Eines Tages fand er Thekla, ihn im großen Salon erwartend: „Ich bin Ihnen entgegen gekommen“, sagte sie leise und lachend, „um Sie abzuhalten bei Mama einzutreten. Mama hat Besuch, die alte Baronin Limberg, Sie wissen, die Wohlthäterin. Ihr eignes Hab' und Gut hat sie bereits verschenkt und geht jetzt auf Kländerung ihrer Bekannten aus. Heute sammelt sie für die Armen im Erzgebirge, macht Ihnen Beschreibungen von dem Elende dort — man kann's nicht anhören. Gewiß, sie übertreibt.“

„Schwer möglich, in dem Falle“, sagte Paul; er wollte noch etwas hinzusetzen, aber sie fiel ihm in das Wort: „Reden wir nicht davon, ich bitte Sie! Was nützt es denn. Man kann nicht alle armen Leute reich machen. Wir geben, so viel in unseren Kräften steht und beruhigen uns damit. Sich grämen über das Elend, heißt ja nur es vermehren.“

Selbstam berührt wandte er sich ab. . . Es war wohl eigen! Dasselbe hatte er einst gesagt — ihm schien mit denselben Worten — zu seiner jungen Frau, die ihn an seinem Arbeitstische störte mit einer Schilderung hungernder und friererender Noth, der sie abhelfen zu können brannte. Die junge Frau hatte ihm schweigend zugehört, ihm sanft die Hand auf die Schulter gelegt, ihm stehend, begütigend in die Augen gesehen und war endlich, rauh abgewiesen, hinweggegangen, betrübt und still. . . Arme Marie! . . .

Thekla ahnte nicht, daß in diesem Augenblicke, während er bestimmend sagte: „Ja, ja wohl“, eine zarte Gestalt zwischen ihm und ihr dahinglitt, leise wie ein Traum, und ihr schönes Bild verdunkelte. Aber es war ja nur die Gestalt einer Todten, die er niemals geliebt, und in der nächsten Sekunde schon verweht, zerflossen vor der Lebendigen, die er liebte!

Diese begann sich ihrer Macht über ihn wohl bewußt zu werden und übte sie aus mit einer Koketterie, die immer in den Grenzen des strengsten Schönheits- und Schicklichkeitsgefühles blieb und deshalb um so berückender war. Jetzt wagte Thekla manchmal schon einen Widerspruch, erhob aber dabei stets einen Blick voll so liebenswürdiger Demuth zu ihrem Bewerber, daß dieser wünschte, sie möge ihm öfter widersprechen, damit ihm ein solcher Blick öfter zu Theil werde.

Die Zeit verging, wie sie dem Liebenden zu vergehen pflegt, entsegllich langsam, furchtbar schnell . . . Es kamen Tage, deren Ende Paul nicht erleben zu können meinte, andere, die wie Minuten verflogen — und als die Luft eines Morgens lau und lind durch das geöffnete Fenster drang, und er einen Blick auf die Kastanienbäume vor dem Hause werfend, ihre Knospen geschwellt, ihre Zweige mit jungem Grün bedeckt sah, da überraschte es ihn, daß der Winter vorüber und der Frühling gekommen war. Der Frühling seines wichtigsten Lebensjahres, welches auch das schönste werden sollte, das erste eines reichen Glückes, in dessen Sonnenschein sich Alle spiegeln und erwärmen werden, die ihn lieben. Er gedachte seiner Eltern und des Kindes, das zwischen dem greissen Ehepaare aufwuchs, liebevoller als er es je gethan. Innig, wie nie, fühlte er die Sorge für ihr Wohl in seinem Herzen Raum fassen. Sie sollen alle neu aufathmen, Frohsinn und Heiterkeit sollen einziehen in ihr stilles Haus, wenn er ihnen Thekla bringt, die Frau seiner Wahl, die ihn lieben lehrte, nicht sie allein lieben, auch die Seinen, auch die ganze Welt — und jenen so eigentlich erst den Sohn, seinem Kind den Vater, der Erde einen Menschen geschenkt.

Er wird an Thekla's Seite ein anderer sein als er in seiner ersten Ehe gewesen ist. Damals hatte er eine Pein kennen gelernt, ärger fast als unglückliche Liebe: die Pein eine Neigung einzulösen, die man nicht erwidert und doch erwidern sollte. Es wäre seine Pflicht, er hatte es gelobt . . . Schlimm genug, daß er sich dazu verleiten ließ! — Als Verwandte war Marie ihm werth gewesen, aber als seine Frau, da fand er gar vieles an ihr auszufehen. Zuerst, daß er es fühlte: Sie leidet durch mich! Immer hatte man ihm gesagt, geborgen seien Alle, die ihm angehörten, sein Dasein schon sei Glück und seine Nähe Segen. — Warum empfand Sie es nicht? Was wollte sie denn? Kurz angebunden war seine Art; schonungslos gegen sich selbst, verstand er sich nicht auf zarte Rücksichten gegen eine empfindsame Frau. Berweicht schalt er sie, anspruchsvoll und wollte die leise Stimme in seinem Innern nicht hören, die ihm zuflüsterte, daß er ihr unrecht thue . . . Und wenn es wäre! er kann nicht anders; sie ist ihm ein Räthsel — und er, der alles begreift, was die Weisesten denken und die Edelsten empfinden . . . Sie begreift er nicht, er steht ratlos vor diesem Kinde —

Bitterkeit bemächtigte sich seiner, er wurde hart und wandte sich grollend ab — —

Wohl ihm, daß sie vorüber, diese schwüle Zeit! Wohl ihm, daß es ihr Widerspiel ist, dem er hoffnungsstrunken entgegen lebt! In Thekla's Armen werden ihn die Erinnerungen nicht auffuchen, die jetzt oft schmerzlich und süßend herübergleiten aus der Vergangenheit. In der hellen Atmosphäre ihrer Lebensfreudigkeit wird er vergessen, daß er einst ein Herz neben sich darben ließ . . . Dieses Mal ist er der reichere! Thekla liebt ihn nicht wie er sie liebt, wenn auch so sehr als sie zu lieben fähig ist. Hatte sie ihn nicht gewählt aus freiem Entschlusse? Hatte nicht ihr erster Blick ihm gesagt: Du bist's! — ihr Jawort es nicht bestätigt? Was wollte er mehr als den Besitz ihres

ganzen schönen Selbst? Sie leidenschaftlicher wünschen, hieße sie anders wünschen, und so — ganz so, wie sie war, bezauberte und entzückte sie ihn.

„Bleib wie du bist!“ rief er laut mit überwallender Empfindung . . . „Härtlichkeit und Schwärmerei von dir verlangen, hieße Duft und Blüte des Rosenstrauches von der hochragenden Palme fordern und wärmendes Licht von den leuchtenden Sternen . . .“

Das Geräusch der sich öffnenden Thür weckte ihn aus seinen Träumereien. Ein Diener meldete: „Herr Baron Kamniky“, und schnaubend vor Ungebuld trat ein kleines, schwächlich gebautes Männchen in das Zimmer und sprach: „Lauter neue Gesichter, lauter Leute, die mich nicht kennen . . . Daß sie nicht nach meinem Pässe fragen, das ist alles. Ein nächstes Mal will ich mich damit versehen. Hätte nicht geglaubt, daß es so schwer sei vorzukommen bei einem liberalen Abgeordneten . . .“ Das Wort „liberal“ betonte er ausnehmend giftig und wegwerfend.

„Nun, Du bist da“, sagte Paul beschwichtigend, „und sehr willkommen.“

Er rückte einen Fauteuil zurecht, in dem der Freiherr brummend Platz nahm, nachdem sein im Zimmer umhersuchender Blick ihm die Ueberzeugung verschafft, daß auch nicht ein ordentlicher Sessel vorhanden sei, auf dem sich „ein altmodischer Landjunker, der gewohnt ist zu sitzen und nicht zu lämmeln“ mit Annehmlichkeit niederlassen könnte.

„Wo ist Dein Michel?“ fragte er nach einer kleinen Pause in inquisitorischem Tone, fuhr aber sogleich fort, ohne die Antwort abzuwarten, „nicht rezidenzfähig, natürlich . . . Hier braucht man ganz andere Leute, Samaschen tragende geschmiegelte Theaterbediente . . .“

„Michel ist auf dem Lande, bei seiner Familie“, unterbrach ihn Paul. „Und nun erzähle! wie sieht es aus bei uns daheim?“

Er hatte dem Gaste eine Cigarre angeboten, welche dieser mit einer Art Enttäufung ablehnte.

„Du rauchst nicht?“ fragte Paul.

„Nur meine Cigarren, wie Du wissen könntest“, antwortete Kamniky unwirsch, zog ein Etui hervor und aus diesem eine schwarze Cigarre von nichts weniger als einladendem Aussehen, die er mit heftiger Anstrengung seiner Athmungswerkzeuge in Brand setzte. Ihr zweifelhafter Duft schien anregend auf ihn zu wirken, er wurde redselig, sprach von den Geschäften, die ihn nach der Stadt geführt, vom Wetter, von den Ernteausichten, er sprach von allerlei, und doch — es war unschwer zu errathen — davon nicht, was ihm am Herzen lag, was ihm auf den Lippen brannte, die sich, nach jedem wie mit Gewalt ausgeflossenen Satze, fest zusammenpreßten, um sich bald wieder zu öffnen und — etwas gleichgiltiges zu sagen. Dabei erröthete er alle Augenblicke wie ein ängstliches Mädchen und empfand darüber den innigsten Verdruf.

Ach, das war für den alten Mann eine fortwährende Kränkung, daß er immer noch erröthen konnte! Dieses unwillkürliche Zeichen kindischer Erregbarkeit stand mit seinen Jahren, mit seinem männlichen Wesen in einem lächerlichen Widerspruch. Und Widerspruch, Disharmonie, war alles an dem seltsamen Menschen! Die Fülle der gelockten Haare, die der alte Herr lang trug, ließ den Kopf zu groß erscheinen für die schmal-schulterige Gestalt, deren Dürftigkeit durch die enganliegenden Kleider noch hervorgehoben wurde. Der frische und glatte Teint, der siegreich durch ein langes Leben allen Einflüssen der Hitze und der Kälte getrotzt, stand in auffallendem Gegensatz zu den schneeweißen Haaren des jugendlichen Greises. Die kräftige Adernase, der martialische Schnurr-

und Knebelbart, die braunen Augen, die unter ihren etwas geschwollenen Lidern feurig hervorblickten, dies alles paßte nicht zu dem weichen Munde, mit seinem schmerzlich resignirten Ausdruck. Hände und Füße des Mannes waren klein und schmal, seine Bewegungen unruhig, hart, und deutlich sah man ihm das Bemühen an, seine Befangenheit hinter einem mühsam angenommenen ungebundenen Wesen zu verbergen.

Paul wiederholte seine unbeantwortet gebliebene Frage und Kamnisky sprach, an der Cigarre beißend, die längst nicht mehr brannte: „Wie's Deinen Eltern geht, meinst Du? . . . Nun, nun, wie es eben kann . . . Briefe von Dir — mehrere nämlich — müssen verloren gegangen sein.“

Er sagte das mit solcher Bitterkeit, daß Paul dadurch ungeduldig gemacht trocken antwortete: „Ich habe lange nicht geschrieben.“

Kamnisky stieß einen Laut des Unwillens aus, seine dichten Augenbrauen zogen sich zusammen —: „So“, sagte er — „freilich, freilich — die vielen Geschäfte, die vielen Neben über Menschenrechte, Freiheit, Bildung, Intelligenz! wie fände man da Zeit ein paar alte Leute zu beschwichtigen, die so thöricht sind, in Sorge um einen zu vergehen . . . ad vocem Intelligenz! — die macht Fortschritte! Wir haben jetzt drei Schullehrer in der Gegend zum Ersatz für den Einen, der im vorigen Jahre dort verhungerte. Ru denn! — also lange nicht geschrieben!“ Er senkte den Kopf und murmelte unverständliche Worte in den Bart.

„Meine Eltern vergehen vor Sorge?“ fragte Paul, „davon merkt man ihren Briefen nichts an. Wir schreiben Sie, es ginge ihnen gut und auch dem Kinde . . .“

„Dem Kinde? . . . das war krank — Man hat Dir's verborgen. Aus Schonung . . . Wie überflüssig — geht? Die alten Leute verstehen eben die jungen nicht mehr. Sie wissen nicht, wie die gepanzert sind, inwendig, auswendig, durch und durch, mit einem trefflichen Harnisch: Gleichgültigkeit! . . .“

Jeder Nerv in seinem Gesicht zuckte, er sprang auf, rannte ein paar Male im Zimmer auf und nieder und blieb plötzlich dicht vor Paul stehen. Beide Hände in den Hosentaschen, den Oberkörper vor und rückwärts wiegend, fuhr er in höchster Erregung fort:

„Gleichgültigkeit, eine schöne Sache — freilich, man könnt' auch sagen, eine erbärmliche! Die Gleichgültigkeit setzt einen überall vor die Thür, sogar vor die des eigenen Hauses . . . Besitze ich etwas das mir gleichgültig ist? Haben kann ich's, besitzen nicht! . . . Die Gleichgültigkeit ist blöde, grausam, frech! geht an der Schönheit vorbei ohne Begeisterung, am Elend ohne Mitleid, am Großen ohne Ehrfurcht, am Wunder ohne Andacht . . .“

Paul legte seine Hand auf den Arm Kamnisky's und sprach: „Gibt Deine Strafpredigt mir? Ich bin nicht gleichgültig. Und war ich's je —“ setzte er nach einer Pause hinzu, „so sagen wir denn: ich bins nicht mehr.“

Eine wunderbar rasche Wandlung ging bei diesen Worten in dem alten Manne vor, wie durch einen Zauber schien der Sturm in seiner Seele beschworen. Weich, mit wehmüthigem Vorwurf hob er an: „Wie lange warst Du nicht mehr bei uns? — Seit deiner Rückkehr aus dem Feldzuge . . .“ Er schlug dreimal mit seiner kleinen Faust auf den Tisch — „seit drei Jahren! drei Jahre sind's . . .“

Der letzte Aufenthalt in Sonnberg stand Paul in bitterer Erinnerung. Die Trauer seiner Eltern, die ihm maßlos geschienen, weil er sie nicht theilte, die Zerfahrenheit im

Haufe, das schwächliche Kind, wie abstoßend hatte das alles auf ihn gewirkt! Nur hineingeblickt hatte er in dieses freudlose Heimwesen und war hinweggerast. — Er konnte ja wiederkommen, später, in besserer Zeit. Aber das Leben zog ihn in seine Wirbel, die Lust an öffentlicher Thätigkeit, der Ehrgeiz in großem Wirkungskreise Großes zu leisten, erfaßte ihn. Manchmal mahnte es ihn wohl: Du solltest doch nachsehen, wie es steht mit den alten Leuten . . . Aber sie rufen ihn nicht, und brauchen sie ihn denn? wozu auch? Er ist kein Weib, das sich über Unabänderliches grämt, er kann ihnen nicht weinen helfen. Und endlich — er wird sie schon besuchen, aufgeschoben ist nicht aufgehoben. So war eine lange Zeit vergangen seit seiner flüchtigen, peinlichen letzten Einfuhr im Vaterhause. Ihrer besann er sich jetzt nur zu deutlich, indem er Kamnisky's Worte wiederholte:

„Drei Jahre — ja, ja wohl. Damals war es bei uns fürchterlich!“

„Damals wars gut, noch gut“, rief der Freiherr. „Es war kurz nach dem Unglück . . . Ich spreche von dem Tode Deiner Frau. Unmittelbar nachdem man den Streich empfing, den das Schicksal führte, weiß man nicht, wie tief er getroffen, wie viele Lebenswurzeln er uns durchschnitten hat . . . das zeigt sich erst später.“

„Du meinst“, entgegnete Paul, „daß der Schmerz um einen erlittenen Verlust zunimmt, je mehr Zeit darüber hingeflossen ist? Ich, lieber Alter, halte dafür, daß die Zeit alle Wunden heilt.“

„Im Allgemeinen — könntest Du wenigstens hinzusetzen“, fiel ihm Kamnisky ein. „Für einen Mann wie Du, gibt es, freilich nur das Allgemeine . . . Ein Mann wie Du kümmert sich nicht um das einzelne Wesen, den besonderen Fall. Wenn man der Menschheit angehört, dem Universum . . .“ Er klimperte hastig mit einem Schlüsselbunde in seiner Tasche, seine Stimme, die sich während der letzten Sätze gesenkt hatte, erhob sich wieder: „Wann ist es kälter, he? eine Stunde oder mehrere Stunden nach Sonnenuntergang? . . . Nun Lieber, für Deine alten Leute ist die Sonne untergegangen hinter dem Hügel in der Friedhofecke, wo die Bitterpappeln . . . Ja so — Du weißt nicht — warst nicht einmal dort . . . Nicht einmal dort!“ Er richtete sich kernengerade auf, warf die Schultern zurück, wie ein Soldat in stammer Haltung und fuhr fort, mit affectirter Nachlässigkeit, den Blick über Paul's Kopf hinweg, nach dem Fenster gerichtet: „Und es ist doch freundlich dort, durchaus freundlich: Ein Gitter umschließt die Stelle; an den zierlichen Stäben ranken sich Zwergrosen empor, ein Band aus Ephen bildet, flach und breit, einen — weißt Du, einen . . .“ Seine Hand zeichnete schwungvolle Linien in die Luft, „einen Kranz, so — verschlungen . . . und die Platte aus geschliffenem Granit spiegelt wie blankes Eis im Sonnenschein. Eingemeißelt in den Stein steht ihr Name in großen Buchstaben, sonst nichts, als nur das Datum; Geburts- und Todestag natürlich . . . Darunter zwei Verse von ihrer Lieblingsdichterin, sonst gar nichts.“

„Peinlich! peinlich“, dachte Paul, „werd' ich den Schwäger nicht los?“ — „Was für Verse?“ fragte er obenhin, nur um etwas zu sagen.

„Ja, was für Verse? Als ob ich mir dergleichen merkte! Aber aufgeschrieben hab' ich sie, wenn mir recht ist . . .“

Er suchte lange in seiner mit Rechnungen, Adressen und Zeitungsausschnitten bis zum Bersten gefüllten Brieftasche und zog endlich einen Papierstreifen hervor, den er Paul reichte.



Dieser las halblaut und langsam:

„Sehr jung war ich, und sehr an Liebe reich,  
Begeisterung der Hauch, von dem ich lebte.“

Kammnigky bewegte die Lippen als spräche er im Stillen jede Silbe nach: „Ja, ja“, sagte er, „ganz richtig, das ist sie . . . Ach Gott, ist sie — gewesen! Na . . . schad' um sie! Deine Eltern . . . sie haben freilich das Kind, ein Trost, eine Sorge . . .“

Paul schwieg. Er hatte den Ellenbogen auf das Knie gestützt und die Stirn in seine Hand; die gesenkten Augen ruhten unverwandt auf den geschriebenen Zeilen, die er fest hielt in der herabgesunkenen Rechten. Er regte sich nicht — was ging in ihm vor? Der Alte konnte sein Gesicht nicht sehen, doch verrieth seine Haltung, sein beklommener Athem eine tiefe Erschütterung. Rathlos stand Kammnigky vor ihm. Er hätte so gern etwas gesagt! etwas Gutes, Bescheidnes! aber die Zunge war ihm wie gelähmt. Was gäbe man in solchem Augenblick für ein einziges Wort, das die qualvolle Spannung löst!

Kammnigky fand es nicht und mit einer Geberde der Verzweiflung griff er endlich nach seinem Hute: „Leb' wohl also“, sagte er.

Wie aus dem Schlafe aufgeschreckt fuhr Paul empor.

„Wann reisest Du?“

„Morgen früh.“ Der bewegte Klang von Paul's Stimme wirkte erlösend auf seinen kriegerischen Freund. Er war noch zu rühren, der verlorene Sohn, der Abtrünnige! Man konnte ihn schon noch packen, nur bedurfte es dazu einer geschickten und kräftigen Hand. „Morgen früh. Wenn Du einen Auftrag hast für Deine alten Leute, ich besorge ihn . . . Was soll ich ihnen ausrichten? Im Laufe der nächsten Woche komme ich wohl einmal hinüber . . .“

Paul sah ihn spöttisch lächelnd an und sagte:

„Im Laufe der nächsten Woche erst? — Geh mir! So lange wirst Du nicht zögern, den Zweck Deiner Reise zu erfüllen.“

„— Zweck? was meinst Du? ich verstehe Dich nicht.“

„Du verstehst mich recht gut.“

Berwirrt und fassungslos, wie ein ertappter Verbrecher, wandte sich Kammnigky ab. Er war durchschaut. Sein prächtig angelegter Plan gescheitert! . . . Wie hatte er sich alles so schön eingerichtet! den alten Nachbarn, deren Kümmernissen er ein Ende machen wollte, von den Geschäften erzählt, die ihn nach der Stadt riefen, versprochen „bei dieser Gelegenheit — vorausgesetzt, daß sein Schwweigen uns Sorge macht“, den Paul zu besuchen. „Aber ja nicht sagen, daß sein Schwweigen uns Sorge macht!“ — „Sorge macht es Ihnen? ist das möglich? Nein! nein! kein Wort, das versteht sich . . .“ In der Stadt war er mehrere Tage herumgezogen — die Plastersteine zählten, seine beste Unterhaltung — um nur sagen zu können, mit gutem Gewissen: „bin schon lange da!“ um nur nicht merken zu lassen, daß er Eile habe ihn zu sehen, den Renegaten. Und nun . . . Was sind Entwürfe? Was ist ein menschlicher Vorsatz? Das ganze Gewebe seiner Intrigue lag kläglich am Tage! So schlau angelegt, so diplomatisch ausgeführt — das heißt, wie man's nimmt, bei der Ausführung, da hat es gehapert . . . da hat ihm sein „verfluchtes Temperament“ einen Streich gespielt . . .

Stumm großend empfahl sich Kammnigky. Von dem überraschten Hausherrn gefolgt, eilte er durch den Salon, das Vorzimmer, in das Treppenhaus. Er nahm die Hand

nicht, die Paul ihm beim Abschiede bot, drückte seinen Hut fest in die Stirn, und eilte stolzes Schrittes die Treppe hinab.

An die Rampe gelehnt blickte Paul ihm nach. Ein Diener, der den Besucher an das Hausthor begleitet hatte, kam zurück. „Pade eine leichte Reisetasche, ich fahre heute Abends für einige Tage auf das Land“, befahl sein Herr.

Im Laufe des Nachmittags begab Sonnberg sich zu Gräfin Marianne. „Sind Gäste da?“ fragte er an der Thür des ersten Salons den voranschreitenden Kammerdiener. Dieser zog die Hand zurück, die er bereits auf die Klinke gesetzt hatte und in bedauerndem Tone, aus dem es trotz aller schuldigen Ehrfurcht deutlich klang —: Dir ist's nicht recht, wir verstehen uns — sprach er: „Frau Gräfin Erbach, Durchlaucht Eberstein und der Herr Graf Kesse. Haben hier gespeist, werden wohl bald aufbrechen, der Wagen der Frau Gräfin Erbach ist schon vor einer halben Stunde gemeldet worden.“

Paul nickte dem Alten für die Auskunft freundlich dankend zu und trat ein. Die Portieren zwischen dem Saale, in dessen Mitte das Klavier stand, und dem kleinen Salon waren zurückgeschlagen. Marianne saß der Gräfin Erbach gegenüber am Kamine, Thekla etwas abseits frei und aufrecht, die Arme leicht gekreuzt. Der junge Graf Eberstein stand neben ihr, zupfte an seinem kleinen Schnurrbart, spielte mit der Uhrkette, warf von Zeit zu Zeit einen Blick in den Spiegel und senkte dann mit bescheidener Zufriedenheit die Augen. Der Fürst hatte seinen Sessel in die Nähe des Fauteuils gerückt, in dem Gräfin Erbach ruhte, und stützte den Arm auf die Lehne desselben. Die lächelnden Gesichter aller Anwesenden verriethen, daß die ausgezeichnete Unterhaltungsgabe, die man der jungen Dame nachrühmte, sich eben wieder bewährte.

Paul nahm an ihrer Seite Platz, nachdem er die Damen des Hauses begrüßt hatte, und sagte in jenem leichten Tone, den sich Männer so gern gegen Frauen erlauben, deren Ehrgeiz darin besteht „amüfant“ gefunden zu werden: „Bravo, Gräfin, bravo — ein vortrefflicher Einsaß!“

— „Was denn?“

„Was Sie eben sagten.“

„Sie haben ja nichts davon gehört.“

„Was thuts? Ich kann dennoch, bei dem — Wenigen, was Ihnen heilig ist, schwören: es war vortrefflich!“

Klemens lachte schallend und sah dabei Thekla mit Blicken an, die deutlich sagten: lachen Sie doch auch! Ah, dem Fürsten war Thekla zu kühl, Paul zu geduldig, er fand es längst an der Zeit, der Brautwerbung ein Ende zu machen, er konnte nicht oft genug wiederholen, die jungen Leute hätten sattem Gelegentheit gehabt einander kennen zu lernen. Worauf wartete man noch, um Gotteswillen? wodurch sollte Sonnberg noch beweisen, daß er Thekla's würdig sei? Ein Mann wie man ihn suchen könne, charaktervoll, edel, verlässlich . . . Klemens wurde so maßlos in dem Lobe seines Schüplings, daß Marianne ihm einmal sagte: „Wenn es ein Mittel gibt, Einem Sonnberg zu verleiden, dann sind Sie im Besitze desselben, mein armer Freund . . .“

Die Gräfin Erbach beantwortete Paul's Compliment mit einem spöttischen Lächeln. Sie schien immer spöttisch zu lächeln, sogar wenn sich ihr Gesicht in vollkommener Ruhe befand. Dann ging sie zu einem andern Thema über und sagte zu Marianne: „Tonchette kommt morgen aus Paris zurück.“

„Haben Sie große Bestellungen bei ihr gemacht?“

„Große, nein — nur ein paar Toiletten, das Nothwendigste.“

„Was man in das Haus braucht, um seinen Mann zu bezaubern“, bemerkte Klemens, und Paul fiel ein:

„Das heißt, um ihn in der Bezauberung zu erhalten, denn bezaubert ist er ja längst.“

„Schreibt der Graf noch immer?“ fragte Alfred schüchtern und zugleich dreist wie ein kaum flügge gewordenes Spätzchen, das kämpfend zwischen anergogener Bescheidenheit und angeborener Redheit, nicht ohne Högern sein Stimmlein im Kreise älterer Gefährten erhebt, „schreibt er noch immer so viele Gedichte an Sie, Gräfin?“

„An mich? was fällt Ihnen ein? — Ich weiß nichts davon.“

„Wer das glaubte!“ sprach Marianne mit einem Anflug von Sarkasmus. „Ihr Mann macht Ihnen gewiß kein Geheimniß aus den poetischen Huldigungen, die er Ihnen darbringt.“

„Doch!“ entgegnete die Gräfin, „wenn auch sehr unwillkürlich. Er besteht nämlich darauf, mir das alles vorzulesen; und ich, sehen Sie, ich kann nicht zuhören, wenn mir Jemand vorliest, ich kann nicht. Meine Gedanken fliegen davon, sobald die Lectüre beginnt und stellen sich um keinen Preis wieder ein, bevor sie beendet ist. Dann natürlich sage ich auf gut Glück: „Charmant, charmant, sehr schön geschrieben — besonders das letzte!“

Man lachte, auch Paul nahm Theil an der allgemeinen Heiterkeit, etwas gezwungen allerdings; und er wandte sich plötzlich mit den Worten an Gräfin Erbach: „Eigentlich muß ich Ihnen aber sagen, daß die schriftstellerischen Versuche Ihres Mannes aller Aufmerksamkeit werth sind und die Ihre erwecken sollten.“

Die Gräfin sah ihn an mit jenem unbeschreiblichen Erstaunen, das Leute ergreift, die ihr ganzes Leben hindurch nur gespielt haben und entschlossen sind, bis an ihr Ende weiter zu spielen, wenn ihnen plötzlich zugemuthet wird irgend einer ernsthaften Sache Interesse zu schenken. Jetzt lächelte nicht mehr ihr Mund allein, ihr ganzes nicht schönes aber äußerst anziehendes Gesicht und ihre großen schalkhaften Augen lächelten mittheilig, spöttisch, übermüthig, lächelten auf alle Arten. Sie warf den Rest ihrer Cigarette in den Kamin, begann sorgfältig und mit Bedacht ihre Handschuhe anzuziehen und sprach in ihrer langsamen und nachlässigen Weise: „Fremde haben leicht reden.“ Sie glättete die Falten ihrer Handschuhe und setzte nach einer Pause hinzu: „Mein Mann ist sehr leicht auswendig zu wissen und ich weiß ihn auswendig — seit vier Jahren! trotzdem sagt er sich mir täglich auf, in Versen und in Prosa. Das befriedigt zuletzt auch die brennendste Neugier.“

Die Gräfin erhob sich, und die Damen tiefen bedauernd aus, wie aus einem Munde: „Sie wollen schon fort?“

„Es ist höchste Zeit, ich muß meine Schwiegermutter abholen, in die Oper . . .“ Sie versenkte sich in die Betrachtung ihres Fächers, warf einen langen Blick in den Spiegel — „Meine Schwiegermutter behauptet, eine Oper ohne Overture sei wie ein Mittagessen ohne Suppe . . . und meine Schwiegermutter hält etwas auf Suppe, wie alle alten Leute.“

Der Fürst blinzelte nach der Uhr, die eben acht schlug, gab seinem Neffen einen Wink und sprach: „Alfred wird die Ehre haben Sie an Ihren Wagen zu bringen.“

Alfred verneigte sich. „Sie wollen mich weg haben“, dachte er und murmelte etwas von „besonderem Vergnügen.“

Als die Beiden sich entfernt hatten, sagte Thekla zu Sonnberg mit einer ihr ungewohnten Lebhaftigkeit: „Wie schade, daß Sie nicht früher kamen! Sie hätten sich unterhalten. Julie war heute so gut aufgelegt, so wichtig!“

„Wichtig nennen Sie das?“ entgegnete Paul. „Es ist schale Spasfmacherei; und auf wessen Kosten spaßt die Gräfin? — sie macht ihren Mann lächerlich.“

„O — das besorgt er wohl selbst.“

„Wodurch?“

„— Und wenn sie es thut, geschieht es aus Nothwehr . . .“

„Wodurch?“ wiederholte er — „Wodurch?“ — Sein Gesicht färbte sich dunkler, die Adern an seinen Schläfen schwoollen an — „Lieben — geliebt werden — macht das lächerlich?“

Thekla sah mit Erstaunen, daß er zürnte. Was hat er denn? Was liegt ihm an dem armen kleinen Erbach? . . . er versteht sich doch nicht an seine Stelle, vergleicht sich doch nicht mit dem? . . . Eine solche Möglichkeit darf von Thekla nicht angenommen werden — o — nicht einmal geahnt! Mit etwas unsicherer Stimme und mit der unschuldig — atklugen Miene eines Kindes, das fremde Weisheit von seinen Lippen strömen läßt, sprach die junge Gräfin: „Ach nein, Liebe zu empfinden ist nicht lächerlich, aber es zur Schau tragen, das ist's!“

„Wer sagt ihnen, daß Erbach seine Liebe absichtlich zur Schau trägt? Vielleicht fehlt ihm nur die Kraft sie zu verbergen, wie er's sollte, dieser Frau gegenüber. Berspotten Sie ihn nicht — bedauern Sie ihn.“

„Ach!“ rief Thekla, „ich bedaure Niemand, der Gedichte macht.“

„So?“ Paul schwieg eine Weile, dann fragte er plötzlich: „Was ist's mit den Gedichten die ich Ihnen neulich brachte? Haben Sie darin gelesen?“

„Ja“, antwortete sie zögernd.

„Und was was sagen Sie dazu? Ich habe das Buch jahrelang besessen und es nicht zu würdigen verstanden. Vor wenig Tagen kam es mir zufällig in die Hand, und mir war als hätte ich einen Schatz entdeckt. Es ist herrlich . . . finden Sie nicht?“

„Herrlich — ja, zu herrlich für mich.“

„Was heißt das?“

„Es heißt . . .“

„Run? vollenden Sie doch!“

Thekla warf den Kopf zurück: „Ich bin keine Freundin von Gedichten, überhaupt nicht“, sagte sie.

Er zuckte die Achseln. „Sache des Geschmacks!“

„Ja wohl.“

„Und es gibt guten und schlechten.“ Paul war wieder in den herben Ton verfallen, den er ihr gegenüber nie mehr anschlagen wollte.

Dieser kleine Wortwechsel berührte den Fürsten Klemens sehr unangenehm. Er rückte auf seinem Stuhle hin und her, räusperte sich mißbilligend und warf der Gräfin einen bedauernden Blick nach dem anderen zu. Plötzlich rief er aus, in der Weise eines nachsichtigen Vaters, der streitende Kinder zu beschwichtigen sucht: „Jedes von Euch hat Recht — gewissermaßen Jedes!“

„O“, wandte er sich ernsthaft zu Marianne, „das kann leicht sein; es trifft sich wohl — ja, wenn man die bezüglichen Standpunkte ins Auge faßt, trifft sichs eigent-

lich immer. Was meinen Sie?“ Er wartete die Antwort nicht ab, sondern erhob sich: „Aber, wir müssen ja fort . . . Auch Sie haben bereits die Overture veräußert, was freilich nicht für ein Unglück gilt, im Burgtheater . . . Es ist doch heut' Ihr Logentag?“

„Nicht der unsere, der unserer Kammerjungfern, denn man gibt ein Trauerspiel. Wir bleiben zu Hause und wollten Sie Beide“, Marianne nickte Paul freundlich zu, „bitten, uns Gesellschaft zu leisten.“

„Wir sind bereit! o mit Vergnügen!“ rief der Fürst, und ließ sich sofort in einen bequemen Fauteuil nieder, der zwischen dem Kamin und dem Arbeitstischchen der Gräfin stand. Sie nahm ihre Tapifferie zur Hand, über welche Clemens viel schmeichelhaftes zu sagen wußte. Er fand die Zeichnung, wirklich, man muß gestehen: geschmackvoll, und erst die Farben! er hatte niemals zwei Farben gesehen, die so gut harmonirten — nicht einmal auf einem englischen Plaid — wie dieses Blau und dieses Grün . . . Mit hausfreundlichem Behagen und mit dem Interesse für den Inhalt von Nützlichem und Arbeitsförderlichem, das beinahe alle Männer auszeichnet, die Talent zur Weichlichkeit besitzen, begann er das zierliche Receptaire aus Elfenbein zu öffnen und zu schließen, die goldenen Scheerchen und Büchsen ein und auszuräumen, er zog die bunten Seidenstränchen, die sich die Gräfin zurecht gelegt hatte, durch seine Finger, und spielte so lange mit den kleinen Knäulen und Spulen, bis Marianne endlich ungeduldig ausrief: „Ich beschwöre Sie, Clemens, lassen Sie mein Handwerkszeug in Ruhe.“

Er gehorchte resignirt, als ein ritterlicher Mann der gewöhnt ist, in strenger Zucht gehalten zu werden und gleich wieder den kurzen Zügel zu fühlen, so bald er sich ein wenig gehen lassen möchte. Seine Aufmerksamkeit wandte sich dem „anonymen Brautpaare“ zu, wie er Paul und Thella nannte. Die jungen Leute hatten sich in den Saal begeben.

Thella nahm Platz am Klavier; die ersten Takte einer Bertinischen Etüde erklangen unter ihren Fingern. Sie spielte rein, nett, mit bewunderungswürdiger Geläufigkeit. Goldene Lichter schimmerten auf den reichen Flechten ihrer blonden, natürlich gewellten Haare, ihr Gesicht nahm einen gehaltenen, aufmerksamen Ausdruck an, jenen Ausdruck, den Paul nicht sehen konnte in ihren Zügen, ohne mit innigstem Entzücken zu denken: Du bist mehr als du selber weißt, mehr als du scheinst, mehr als die Flachheit des Lebens, das du führst, ahnen läßt.

Er stand ihr gegenüber, legte die verschränkten Arme auf das Klavier, beugte sich vor und versank in der Wonne ihres Anblicks.

O Schönheit! Herzbezwingerin! Herrin, Königin! — Du bist der Frieden, — wer kann dir großen? Du bist der Sieg — wer kann dir widerstehen? Nur kurzfristige Thorheit fragt ob in der schönen Hülle eine schöne Seele wohne? Die Hülle ist nur darum schön, weil die Seele sie schön belebt. Eins sind Form und Wesen; sie sind es im Kunstwerk das hervorging aus Menschenhand, und wären es nicht im höchsten Kunstwerke der Schöpfung? . . .

Unverwandt ruhten seine Augen auf ihrem edlen Angesichte, sie erhob die ihren zu ihm und sah ihn forschend und etwas besorgt an.

— „Sie hören nicht zu — mißfällt Ihnen was ich spiele . . . oder hätte ich überhaupt nicht spielen sollen? Ich weiß, Sie lieben Musik nicht immer.“

Sie schloß ihr Notenfest und schob es unter das Pult, das sie langsam niedergleitend ließ. Die kleine Scheidewand, die sie getrennt hatte, senkte sich.

„Thekla“, sprach Sonnberg, „mir gefällt alles, ich liebe alles was Sie thun. Wissen Sie das noch nicht?“

Heller Freudenglanz breite sich bei diesen Worten über ihr Gesicht und sie entgegnete schalkhaft, übermüthig: „Gefällt Ihnen auch alles was ich sage?“

Paul gab keine Antwort; er blickte schweigend vor sich hin und sagte endlich: „Ich nehme heute für einige Tage Abschied von Ihnen, Gräfin Thekla.“

„Sie wollen fort?“ fragte sie äußerst erstaunt — „und wohin?“

„Auf das Land, zu meinen Eltern.“

„Werden Sie erwartet? haben Sie zu kommen versprochen?“

„Rein. Ich will sie überraschen.“

„Ah — Sie stehen mit Ihren Eltern auf dem Fuße der Ueberraschungen . . . So ist das!“

Sie schlug einige Töne auf dem Klavier an, leise, ohne Zusammenhang. „So ist das!“ wiederholte sie gedehnt: „Ihre Eltern können wohl nicht leben ohne Sie?“

„Daß sie es können, beweisen sie, denn — sie leben.“

„Dann also!“ — Sie sah ihn plötzlich an; eine Wolke voll drohenden Ernstes war auf seiner Stirn aufgestiegen, ein Zug bitteren Schmerzes spielte um seine fest zusammengepreßten Lippen, ein Schmerz, dem Jorne gar nah verwandt und gewiß bereit sich als solcher zu äußern . . . Thekla ahnte, wußte es, und dennoch! zum ersten Male war es nicht Furcht, was sich in ihr regte, als sie in sein verfinstertes Gesicht blickte, sondern die halb unbewußt erwachende, echt weibliche Lust an einem Kampfe in dem alle Mittel gelten, an dem Kampfe mit dem stärkeren — dem Manne.

„Et“, dachte sie — „du willst mich strafen, willst mich zeigen, daß du unabhängig bist und mich verlassen kannst, wann es dir gefällt? . . .“

Sie verschränkte ihre Arme über dem Pulse, beugte sich vor und drückte ihre Wange auf ihre Hand, während ihr Auge sich zu ihm erhob, der sie liebte.

„Bleiben Sie bei uns“, sprach sie, hielt inne, schien zu überlegen und fügte endlich leise wie ein Hauch, aber mit holder Entschlossenheit hinzu: „Bei mir!“

Sein Blick glitt über ihr demüthig gesenktes Haupt, über den jungen, schlanken Nacken, die königlichen Schultern, über die ganze, vor ihn hingegossene Gestalt, und alle süßen Schauer bewunderungstrunkener Liebe durchzitterten ihn. Sein Herz pochte wie ein Hammer in seiner Brust, er richtete sich auf . . . Ein ungeübter Trinker, dem der Wein zu Kopfe steigt, der mit Entsetzen seine Herrschaft über sich selbst schwinden fühlt, ruft sich nicht eindringlicher zu: Nimm dich zusammen! wägt seine Worte nicht sorgfältiger als Paul es that und als er sprach: „Ich bin heute hart gemahnt worden an eine versäumte Pflicht.“

„Hart gemahnt?“ dachte Thekla — „das magt Jemand, das lässest du dir gefallen, und ich lebe in Angst vor dir?“ — „Sind Ihre Eltern so anspruchsvoll?“ fragte sie rasch. Auch sie hatte sich aufgerichtet und sah ihm gerade ins Gesicht.

„Das sind sie wirklich nicht!“ rief er „sie sind nur sehr bedauernswerthe, alte, einsame Leute — Haben Sie schon einmal darüber nachgedacht, daß Sie die Tochter dieser alten Leute werden sollen, liebe — liebe Thekla?“ fragte er und reichte ihr über das Pult hinweg die Hand in welche sie ohne Besinnen die ihre legte.

„Gewiß“, sprach sie, „ganz gewiß.“

Paul begann das Leben zu schildern, das seine Eltern auf dem Lande führten, er

schilderte sie selbst, mit Wärme und Lebhaftigkeit, er sprach alles aus was er den Tag hindurch gedacht, und so lange er lebte, hatte er wohl nie so innige, herzliche und milde Gedanken gehabt.

„Ich will meinen Eltern von Ihnen sprechen“, schloß er bewegt und überzeugt, daß er bewegt habe, „Sie ist es, die mich zu Euch schickt, will ich sagen, die mich drängt Euch aufzusuchen, endlich, in Eurer Versassenheit. Sie werden dafür geliebt und gesegnet werden, Thekla, und wie wird mich das beglücken!“

Während er sprach, war ihre Hand wie todt in der seinen gelegen. Als er nun schwieg, entzog sie ihm dieselbe, spielte mit ihrem Taschentuche, legte es ganz klein zusammen, glättete es auf ihrem Knie und bieweil er dachte: „O, nur jetzt den Anflug einer weichen Empfindung, nur einen einzigen, leisen Herzenslaut!“ — sagte sie: „Ihre Eltern haben sich so lange ohne Sie beholfen, Sie werden es noch länger thun . . . Schreiben Sie ihnen, entschuldigen Sie sich — versprechen Sie ihnen später zu kommen.“

Paul athmete tief auf: „Sie haben mich mißverstanden. Ich brauche mich nicht zu entschuldigen, brauche nichts zu versprechen; meine Eltern denken nicht daran, meine Rückkehr zu fordern. Ich selbst wünsche sie wiederzusehen — ich selbst sehne mich . . .“ Er brach ab und fragte plötzlich: „Begreifen Sie das nicht?“

„Nein! ich begreife nichts, als daß Sie jetzt nicht abreisen dürfen . . . abreisen — Welch ein Einfall! was treibt Sie denn fort?“

„Ich meinte es Ihnen auseinander gesetzt zu haben . . . Mein Gott, wozu rede ich?“

„Und — ich?“ fragte sie mit einem langen vorwurfsvollen Blick . . .

Was spricht aus solchen Augen, wenn nicht unerschöpfliche Liebe, Güte, Begeisterung? . . . Thekla legte die Verwirrung, die sich in Sonnberg's Bügen malte, zu ihren Gunsten aus. Gibt er schon nach, oder ist es ihm gar nicht Ernst gewesen mit seinem Reiseplan? Er will vielleicht nur gebeten werden ihn aufzugeben, und wäre sehr enttäuscht, wenn Thekla keinen Widerstand leistete. Und zum Widerstand ist sie ja entschlossen! . . . Es ist freilich etwas mühsam das alles, und der gute Graf ein wenig schwerlebig. Aber seine Seltsamkeiten werden sich geben „bis Ihr nur erst verheiratet seid“, meint Mama. Nun denn! Gräfin Sonnberg wird man eben nicht so leicht, wie man etwa — Gräfin Eberstein würde.

Thekla begann eine lebhafte Beredsamkeit zu entfalten. Sie führte ihr ganzes weibliches Rüstzeug von liebenswürdigem Troß, von anmuthiger Würde und wehmüthigem Scherze in das Treffen, sie war geistreich und reizend und drohte schließlich auf das unwiderstehlichste mit ihrem Horne. Paul hörte sie an, aufmerksam, gespannt, er sah ihr in die Augen, auf die lieblich gekräuselten Lippen, er schien auf etwas zu warten, auf etwas das nicht kam, und seine Miene wurde immer kälter, immer strenger. Warum? warum dieses steinerne Lächeln, dieser mißbilligende Blick. Worin verfehlte es die kluge Rednerin? Was wollte er eigentlich hören, was verlagte er von ihr? Sie errieth es nicht, noch immer nicht! — und jetzt war sie zu Ende, jetzt wußte sie nichts mehr.

Er aber schien nicht grausam zu weiden an ihrer Rathlosigkeit und sagte, sie scharf fixirend: „Nehmen Sie sich in Acht! Sie machen mich übermüthig. Ich muß glauben, daß Sie den Gedanken nicht mehr ertragen können, acht Tage lang von mir getrennt zu sein. Welche Schwäche, Gräfin, welche Sentimentalität!“

„O Himmel! wenn er jemals gewünscht hatte sie zu erzürnen, jetzt war ihm der Wunsch erfüllt! Ihre Wangen flammten, sie erhob sich, eine beleidigte Göttin, und sprach in feuerprühendender Entrüstung: „Reisen Sie!“

Klemens, hatte nicht aufgehört die jungen Leute zu beobachten und von Minute zu Minute der Gräfin zu berichten: „Er hört ihr mit Entzücken zu — wie sie aber auch spielt! glöckchenrein, und immer im Takt, das muß man sagen, diese Thekla. Jetzt hält sie inne — spricht . . . und er, er brennt! er brennt! er gäbe Funken, glaube ich, wenn man ihn anrühren würde, wie eine Elektrifizirungsmaschine . . .“

Der Fürst faltete seine großen weichen Hände, sah die Gräfin an wie ein Andächtiger ein Madonnenbild und fragte: „Wenn diese beiden armen Kinder jetzt vor Sie hinträten und sprächen: ‚Gib uns deinen Segen! —‘ was würden Sie thun?“

„Ich würde ihn unbedenklich geben“, entgegnete Marianne.

„O Himmel! . . . o herrliche Frau!“ rief der Fürst und hätte sich bei einem Haare auf seine Kniee niedergelassen. Da schlug Thekla's laut gesprochenes „Reisen Sie!“ an sein Ohr, und mit Schrecken sah Klemens das Paar mit dem er es so gut meinte nun erscheinen — ach, in nichts weniger als glückseliger Eintracht! Da kamen sie die Gottbegnadeten, die Schicksalsgeliebten, die für einander Geschaffenen, Beide in großer Erregung, die Köpfe hoch, mit finsternen Stirnen, eines den Blick des andern vermeidend, und: „Was gibt es denn?“ fragte Klemens in scherzendem Tone, eigentlich aber sehr beunruhigt.

„Der Graf verläßt uns, wünschen Sie ihm eine glückliche Reise“, erwiderte Thekla halb abgewandt, und machte sich an dem Tische zu thun auf welchem der Kammerdiener so eben das Theezug ordnete.

„Verläßt uns?“ Klemens konnte das nicht glauben, auch dann noch nicht, als Paul es bestätigte. „Papa und Mamma besuchen? lächerlich!“ der Fürst war im Begriffe so boshaft zu werden als er nur konnte, aber Marianne fiel ihm ins Wort.

Sie sah ihren zukünftigen Schwiegersohn freundlich an und sagte: „Sie haben recht! Gehen Sie. Wir werden Sie zwar schwer vermissen, aber wir sagen doch, Sie haben recht Ihre guten Eltern nicht zu vergessen. Ich kann mir denken, wie die alten Leute von der Hoffnung auf ein solches Wiedersehen leben, und von der Erinnerung daran zehren monatelang. Sehen Sie sich während Ihres Aufenthaltes im Vaterhause auch das kleine Persönchen gut an, von dem wir schon einmal sprachen, und das ich liebe ohne es zu kennen. Wenn Sie, wie ich hoffe, bald zu uns zurückkehren, dann werden Sie mir erzählen, ob das kleine Ding eine Individualität besitzt oder nicht!“ Sie drohte lächelnd mit dem Finger: „Sie werden es mir ehrlich erzählen. Ich wiederhole: Es thut uns sehr leid, daß Sie uns verlassen, aber wir billigen es vom ganzen Herzen. Richt wahr, Thekla?“

Paul ergriff die Hand Mariannens und drückte einen ehrfurchtsvollen Kuß darauf, der so auffallend lang dauerte, daß Klemens nicht umhin konnte, ein halb verlegenes, halb aggressives Räuspern vernehmen zu lassen und zu denken: „Nun — was heißt denn das?“

Der Rest des Abends verfloß scheinbar auf das angenehmste. Paul wurde heiter und gesprächig. Thekla, anfangs zurückhaltend, stimmte in den fröhlichen Ton ein, den er angeschlagen hatte; sie lachte so gern! und war trotz ihres majestätischen Wesens, dem man viel mehr Neigung zum Ernste als zur Lustigkeit zugetraut hätte, immer



aufgelegt einen guten Einfall zu würdigen, auf einen Scherz einzugehen. Die beiden Herren empfahlen sich zugleich; der Fürst wollte Paul noch bis zu dessen Wohnung begleiten. Er hatte gar viel gegen ihn auf dem Herzen.

„Höre einmal!“ rief er in heller Mißbilligung, als sie auf der Straße angelangt waren. „Ich begreife dich nicht! Ein solcher Zanderer! . . . Wenn schon abgereist werden muß, warum nicht die Gelegenheit benützen und sagen: Sie kennen mich jezt — mein Herz — — mein Charakter — und so weiter! Darf ich meinen Eltern die Nachricht bringen . . . et cetera! Die Gräfin hätte ihre Zustimmung gegeben, alle Noth eines provisorischen Brautstandes wäre zu Ende und Ihr wäret im Reinen.“

„Wir sind im Reinen; es ist Alles ausgemacht: Wir heirathen uns“, sagte Paul. Die Gasflamme an, der sie vorüberkamen, beleuchtete sein Gesicht, das dem Fürsten ungewöhnlich bleich und von einem milden Ausdruck beseelt erschien. „Wir heirathen uns“, wiederholte er, „weil sie Gräfin Sonnberg werden will und weil ich verliebt in sie bin . . . ja verliebt. — Obwohl sie eine Statue ist, diese schöne Thekla.“

Er hörte nicht einmal die Einwendungen, die Klemens machte und begann plötzlich mitten in dessen Rede: „Die Thorheit hat einmal behauptet, daß Liebe blind sei, und die Gedankenlosigkeit hat es nachgeplappert. Es ist nicht wahr. Liebe hat ein scharfes Auge für den kleinsten Fehler des Geliebten, aber auch das größte Verbrechen würde sie nicht heizen. Sie nimmt es auf mit jedem Feinde, ja es loht sie sich zu bewähren, der Hölle zum Troß! Ich sehe dich wie du bist, spricht sie zu ihrem Gegenstand. Ich weiß, ich habe zu bestehen keinen Grund, kein Recht, es ist eine Tollheit, daß ich bestehe — aber ich bestehe doch! ich leide, ich blute, ich verzweifle, aber ich bestehe doch!“

„Nun nun“, sagte Klemens, „es wird so arg nicht sein . . . was Statue! — die Mutter ist auch ein wenig Statue, nicht so sehr allerdings, aber ein bißchen doch auch. Mein lieber Sohn, das sind die besten Weiber! Und dann: die Ehe ist für den Mann das Grab, für die Frau die Wiege der Leidenschaft. Uebers Jahr vielleicht klagen unsere Frauen über unsere Kälte, oder es hat sich bis dahin das schönste Gleichgewicht eingestellt.“

Der Fürst gab seinen Betrachtungen diesen nothdürftigen Schluß, da sie am Haushofe Paul's angelangt waren und es zu scheiden galt. Sonnberg eilte sich reisefertig zu machen, und Klemens schlug wie allabendlich den Weg nach dem Klub ein.

Zu den Abendstunden des zweitfolgenden Tages bewegte sich auf schlechten Wegen ein elender Postkarren, mit mageren, hochbeinigen Mähren bespannt, langsam weiter durch die unwirthbarste Gegend des nordwestlichen Böhmens. Ein öder Winkel in dem schönen Lande! — Rauh weht der niemals rastende Sturm über den schweren Lehmboden, in dem weder Bäume noch Feldfrüchte recht gedeihen, ein Boden, der eisigster Pflege bedürfte und dem seine spärliche Bevölkerung nur die nothdürftigste zu Theil werden läßt. Ganze Strecken wie übersät mit Kieseln, Quarzen, Eisensteinen, zwischen denen strauchhohe Disteln ihr ephemeres aber üppiges Dasein führen. Der Grund durchfurcht von breiten Wässerrissen, von Jahr zu Jahr tiefer ausgeschwemmt durch gethaute Schneemassen, die im Frühling als Wildströme von den Höhen herabstürzen. kümmerliche Kieferbestände, auf der Ebene und auf den Abhängen zerstreut, Bäume, dreißig Jahre alt und nicht dicker als der Arm eines Mannes, verkrümmt und sah, vom

Markkäfer zernagt, — keine Wiese, so weit das Auge reicht, kein freundliches Bächlein, das seine Umgebung erfrischt. Die Ortschaften, durch welche die Straße führt, gleichen eine der andern aufs Haar. Ihre kleinen, aus Thonschiefer erbauten und mit Stroh gedeckten Häuser drängen sich an einander, als bedürften sie, um nicht umzuklippen, der gegenseitigen Stütze. In der Mitte dieser Ansiedlungen liegt der Teich, von knorrigen Weiden mit gekappten Zweigen umgeben, die sich, so gut es geht, in seinem nur selten klaren Gewässer spiegeln. Ob trüb oder hell jedoch, er ist das Juwel des Dorfes, der Vergnügungspfad der bäuerlichen Jugend und des schwimmkundigen Federviehs.

Der Reisende in der Postkarre blieb ruhig die Wolken seiner Cigarre von sich und tauschte von Zeit zu Zeit ein Wort mit dem Kutscher, der über die grundlosen Wege suchte und in seine müden Gänge einhieb. Das Gefährte war jetzt an der letzten Anhöhe angelangt, die es noch zu überwinden galt. Beide Männer sprangen vom Wagen, und während der Postillon neben seinen Pferden herschritt, hatte der Fahrgast mit einigen gewaltigen Sätzen den Rand des Hohlweges erreicht und im Sturm Schritte bald darauf auch den Hügelkamm. Oben blieb er stehen, den Blick in die Ferne gerichtet. Ein großartiges und zugleich freundlicheres Landschaftsbild bot sich ihm dar.

Hier wogten die Saaten dichter auf besser besetzten Feldern, Raine und Wege waren mit Obstbäumen bepflanzt, wilde Rosen und blühende Schlehdornhecken schmückten den Saum des Thals, das eine dreifache Reihe bewaldeter Berge von der Hochebene trennte. Diese stieg gegen Westen noch einmal empor um dann sachte abwärts zu gleiten, ohne andere Grenze als den Horizont. Dort aber, wo Erde und Himmel einander zu berühren schienen, stand eine schwarzblaue Wolke, von dem Glanze der untergehenden Sonne wie mit einem glühenden Ringe feurig und prächtig eingefasst. Von ihrem dunklen Hintergrunde hob sich ein stattliches Gebäude in verschwimmenden Konturen ab und schimmerte weißlich herüber im Dufte der zitternden Luft. Das ist Sonnberg, mit seinen Giebeln und Thürmen, es ist das Vaterhaus das sein Kind, seinen Herrn aus der Ferne grüßt. Paul steht auf seiner eigenen Scholle; der verwitterte Markstein, an den sein Fuß stößt, trägt ein wohlbekanntes Zeichen.

Wie hatte ihm das Herz gepocht, als Knabe und als Jüngling, wenn er an dieser Stelle angelangt, sein altes Heim alljährlich wieder sah, und nun nach Monaten voll Arbeit und Mühe fröhliche Ruhetage vor ihm lagen, ein jubelnder Empfang ihn erwartete, offene Arme sich ihm entgegen streckten, offene Herzen ihm entgegen schlugen. Auch jetzt überkam es ihn mit der Empfindung seiner Jugend. Von einer plötzlichen heißen Ungebuld erfaßt, hieß er den Kutscher langsam auf der Straße weiter fahren, während er selbst querselbein, über die Schlucht und den Steinbruch in gerader Linie auf das Ziel seiner Wanderung zueilte. Es hieß oft mühsam auf- und abwärts klettern, und trotz der Raschheit, mit welcher er allen Hindernissen zum Trotz vorwärts schritt, war eine gute Stunde verfloßen bevor er die Mauer des Parks erreichte.

Außerhalb derselben stand einst ein prächtiger alter Rußbaum; Paul pflegte ihn zu ersteigen und sich an seinen, die Mauer überhangenden Zweigen in den Park hinabzuschwingen. Den Baum suchte er nun vergeblich, er war gefällt worden, ein kurzer Stumpf nur blieb von ihm übrig, einige Schritte jedoch von diesem entfernt, befand sich eine regelrechte Wiese, durch welche auch fleißig ein und ausgegangen wurde von zwei- und von vierbeinigen Geschöpfen, wie die Spuren im zertretenen Gras und im Schutte, deutlich verriethen.

Auf diesem unerlaubten Wege drang Paul in das Schloßgebiet. Die vor ihm angekommenen, waren zwei Kühe und ihre Hüterin, ein kaum siebenjähriges Mädchen. Das Kind kam unbefangen auf den Fremdling zu, reichte ihm die kleine schmutzige Hand und sagte in singendem Tone: „Gelobt sei Jesus Christus!“

„Und die Gemeinde-Polizei!“ antwortete Paul.

Sofort wandte die Hirtin sich ab, und ihre verdrossene Miene sagte: Spaß versteh ich nicht.

Paul betrat das Fichtenwäldchen, durch welches man zum oberen Theile des Parks gelangte. Es war sehr gelichtet. Die schönsten Bäume, ihrer Zweige beraubt, schwannten traurig im Winde; andere hatten sich über kleinere Nachbarn gebogen und erdrückten sie mit ihrer Wucht; noch andere lagen schon umgestürzt auf dem Boden, überall zeigten sich Spuren der Verwahrlosung und der festen Eingriffe zu welchen sie herausfordert.

Am Ausgange des Wäldchens, auf einem Wiesenplan erhob sich, von Jasmin und Fliederbüschen im Halbkreise umgeben, ein schlanker, großblättriger Ahorn. Er breitete die zierlichen Äste über eine zersprungene und halb in den Boden eingesunkene Bank zu seinen Füßen. Paul hielt plötzlich an, die Bank, den Baum kannte er gar gut. Das war die Stelle an welcher er vor vier Jahren um sein junges Weib geworben. Hier hatte er sie gefunden, als er — einmal schwach in seinem Leben! — den Bitten seiner Eltern nachgegeben, einen raschen Entschluß gefaßt und gekommen war die holde Hausgenossin zu fragen: „Willst du's mit mir wagen, Marie?“

Sie hatte zu dem kühnen Bewerber einen Blick voll Thränen, Angst und Bitten erhoben und geantwortet: „Nein! nein!“

Das klang anders als der Ausbruch des Jubels, der von ihm erwartet worden war, zornige Enttäuschung trieb ihm das Blut ins Gesicht und heftig rief er: „Warum? jage — warum?“

Das Haupt gebeugt, die schmalen Hände im Schooße gefaltet, lehnte sie sich an den Stamm des Baumes. Sie vermied seinen Blick, ihre Lippen zitterten, doch sprach sie in festem Tone: „Weil du mich nicht liebst und — weil ich dich liebe. Es wär ein Unglück.“

Was half ihr Sträuben? Er wollte es. Jetzt, nachdem er den ungeahntesten Widerstand gefunden, jetzt wollte er's!

Sie behielt Recht . . . Es war ein Unglück gewesen. —

Paul fuhr mit der Hand über sein Angesicht und flüsterte im Weitererschreiten: „Arme Marie!“

Allmählig hatte der Wind sich gelegt, wie aufathmend nach schwerem Kampfe hoben die Bäume ihre Wipfel und streckten ihre Gezweige im Abendthau. Schläfrig zwitscherten Grasmücken im Gesträuch, ein paar Schwalben schossen pfeilschnell dem nahen Schlosse zu. Der Duft von Millionen Blüthen schwamm in der kräftigen Luft; immer lautloser wurde die schlummertrunkene Natur, ringsumher überzog sich alles wie mit durchsichtigen grauen Schleiern. Paul war aus dem letzten Laubgange getreten, der ihn noch trennte von dem Blumen-Parterre vor dem Schlosse. Eine breite Steintreppe mit schwerem Geländer führte von dem Saale im ersten Geschoß in den Garten hinab. Die Thür des Saales stand geöffnet, oben auf der Schwelle schimmerte etwas Weißes, ein winziges Wesen, das zu hüpfen, zu winken schien, und langsam ihm entgegen bewegten sich auf den Stufen zwei dunkle Gestalten . . .

„Vater! Mutter!“ rief Paul und war im nächsten Augenblicke bei ihnen. — Sie

wandten sich um, der Greis stammelte den Namen seines Sohnes, über das Gesicht der Mutter flog ein Ausdruck der Verzückung, sprachlos streckte sie die Arme aus, ihre Kniee wankten. Paul erfaßte die alte Frau und drückte sie an sich. Der Vater stand neben den Beiden, klopfte Paul's Schulter mit schüchternen Härlichkeit und ermahnte die Mutter: So, so — laß ihn — er liebt das nicht — es ist genug — Er selbst erwiderte kurz die Umarmung seines Sohnes: „Da ist noch Jemand“, sagte er und deutete auf ein blaßes Kindchen, das dem eben stattgefundenen Austritte mit bangem Erstaunen zugeesehen hatte, und das sich nun vor dem fremden Manne hinter dem Thürflügel verkroch und die Augen scheu mit seinen blutlosen Händchen bedeckte.

In Jahren waren den Dienern des Hauses nicht so viele Befehle und Aufträge erteilt worden, als in der ersten Stunde nach Paul's Ankunft. Die Gräfin hatte ihr Leben damit zugebracht, in seinen Zimmern, von den Kissen des Lagers bis zu den Federn auf dem Schreibtische, alles zu seinem Empfange, zu augenblicklicher Benutzung bereit zu halten; aber jetzt, wo er da war, in Wirklichkeit, er selbst und nicht nur ein Traum von ihm, jetzt schien es ihr, als sei nichts geschehen, als fehle es überall. Sie ging aus und ein, kaum zurückgekehrt befann sie sich, daß sie noch mit dem Haushofmeister, mit dem Koch zu sprechen habe und abermals verließ sie das Gemach.

Ihr Mann folgte ihr besorgt mit den Augen, eine sichtliche Unruhe ergriff ihn, so oft sie von seiner Seite wich: „Sie wird sich ermüden, sich krank machen, aber ja, das sind die Mütter — du mußt Geduld haben.“

Seine Hände zitterten, etwas greisenhaft ängstliches sprach sich in seinem ganzen Wesen aus, er hielt inne inmitten eines Satzes, der Faden des Gesprächs entglitt ihm — wie alt war er geworden!

Als man sich endlich, um eine Stunde später als gewöhnlich, im großen Speisesaale zu Tische setzte, mußte noch eine Zeitlang auf das Abendessen gewartet werden. Der gebrechliche Büchsenspanner, der magere Kammerdiener und der astmathische Bediente schlichen mit den gekränkten Mienen umher, die alte Domefiken annehmen, wenn man sie in ihrer gewohnten Ordnung sieht. Der Graf war seit seinem Eintritte in den Saal noch stiller geworden, hielt die Augen gesenkt und erhob sie nur flüchtig, um seiner Frau einen raschen, fragenden Blick zuzuwerfen, den sie mit verständnißvollem Nicken beantwortete. Bei einer besonders auffallenden Ungeschicklichkeit des Hofstaats sagte die Gräfin entschuldigend zu Paul: —

„Hab' Nachsicht, die Leute sind nicht gewöhnt — für den Vater und mich ist Platz genug im kleinen Besesszimmer, wir haben hier nicht mehr gespeist seit dem — seit dem Tode . . .“

Die Stimme versagte ihr.

„Ja, ja“, murmelte der Greis und die Thränen die an seinen Wimpern gezittert hatten, fielen auf seinen Teller herab. Er machte eine unwillige Bewegung mit dem Kopfe und ein freudloses, beschämtes Lächeln glitt wie ein verirrter Funke über seine Züge.

Ist es denn möglich? so neu noch dieser Schmerz, so unvergessen noch dieser Verlust?

Wieder trat eine lange Pause ein, auch Paul war still geworden. Die Lampen, die lange außer Gebrauch gestanden, verbreiteten ein schwaches Licht in dem großen Raume. Ihr trüber Schimmer beleuchtete die Gesichter der beiden Alten mit fahlem

Scheine. Müdigkeit sprach aus ihren verwitterten Zügen — Lebensmüdigkeit, eine tiefe Sehnsucht nach der Ruhe, die auf Erden nicht zu finden ist. Die lang ersehnte Freude des Wiedersehens mit dem einzig geliebten Sohne, nun war sie erlebt und hatte die glückseligsten Menschen tödtlich erschöpft. Da haben sie ihn nun, der ihr Abgott, ihr Ein und Alles ist, nichts fehlt zu ihrer Seligkeit als, — die Kraft sie zu genießen.

Eine traurige Veränderung ist mit ihnen vorgegangen. Sie so gebrochen zu finden, hatte er nicht erwartet.

Paul's Gedanken wanderten nach dem traulichen, duftenden, hellerleuchteten Salon der Gräfin Marianne. Der Thee dampfte in chinesischen Tassen, das englische Silbergeschirr blinkte, französische Confitüren standen in zierlichen Schalen auf dem geschmackvoll gedeckten Tische. Lautlos schritten die Lakaien ab und zu, der Kammerdiener glitt servierend umher, unhörbar und emsig, lächelnde Dienstfertigkeit in jeder Miene. Die Damen plauderten, Fürst Clemens hörte ihnen zu, stimmte bei, bewunderte, betete an, Gräfin Erbach lachte und scherzte . . . Ja, dort konnte Paul sich Thekla denken, hier — nimmermehr! Sie, mit ihrer Prachtliebe, ihrer Lebenslust, was soll sie in diesem altmodischen Wesen, in dieser Greifen-Atmosphäre? Ein unbefiegbares Mißbehagen wird sie ergreifen bei dem ersten Schritt über diese Schwelle, niemals wird sie sich hier heimisch fühlen . . . Paul möchte das fähle Mitleid nicht sehen, mit dem ihr Blick über die Häupter seiner Eltern hingeleiten würde. Die bloße Vorstellung davon . . . Das Blut schoß ihm heiß in die Stirn und er biß die Zähne zusammen.

Sein Vater und seine Mutter tauschten leise einige gleichgiltige Worte, sahen dabei ängstlich in sein verfinstertes Angeischt und sagten zu sich selber: „Es wird ihm nicht wohl bei uns, es kann ihm bei uns nicht wohl werden!“

Die Thurmuhre schlug zehn. Immer lauter und aufdringlicher wurde am Credenz-tische in der Tiefe des Saales das Geklirre mit den Tellern und Bestecken; eine leicht verständliche Mahnung der Dienerschaft: Was zögert ihr so lange? geht schlafen, es ist Zeit! — Geht schlafen — macht Platz! . . . Die Mahnung mag wohl oft zu ihnen dringen. Niemand verhindert es, Niemand steht neben den Hilflosen, der ein Recht hätte zu befehlen: Achtung denen, die mir heilig sind!

Die Eine, die es gethan, ist dahin; die Eine, die sie nicht verschmerzen können, die ihre Stütze war, ihr Trost, ihre Freude.

Paul erhob den Blick zu dem leeren Platz ihm gegenüber. Zum ersten Mal vermüßte er die freundlichen Augen, denen er dort immer zu begegnen gewohnt war, die stets so innig gefragt hatten: Bist du zufrieden? Worin haben wir's verfehlt? Was willst du? Was geht in dir vor? . . . Augen, die aufleuchteten, wenn er heiter, sich trübten, wenn er mißmüthig war. Die liebevolle Ausdauer, mit der sie auf ihm ruhten, hatte ihn oft ungeduldig gemacht und jetzt — wie wohl hätte es ihm gethan, nur einmal hineinschauen zu können in diese klaren, tiefen, treuen Augen!

Als der Sohn des Hauses am nächsten Morgen erwachte, war sein Zimmer wie in Licht gebadet. Durch die hohen Fenster stutheten die Strahlen der herrlich aufgehenden Sonne. Es hatte in der Nacht geregnet, große Wassertropfen glitzerten im Grafe, auf den Blättern der Bäume, im Reiche der duftenden Blüten. Frisch wehte die Morgenluft, nicht ein Wölkchen stand am Himmel. Paul kleidete sich rasch an und verließ das noch Schlummer liegende Haus.

Im Hofe kamen ihm seine Jagdhunde entgegen und thaten sehr verwundert, als sie ihren Herrn erkannten.

„Da seid ihr ja!“ rief er und streichelte ihnen die Köpfe. „Gestern haben sich die Herrschaften nicht blicken lassen. Vorwärts jetzt: allons! allons!“

Sie beantworteten diese Aufforderung mit einem entschuldigenden Wedeln ihrer fleischigen Schwänze und mit einem Wähnen, das gar kein Ende nehmen wollte. Ihre matten Augen sprachen: „Bist du gescheidt? Wir sind zu dick geworden zu derlei Späßen.“ Und als Paul seine Einladung wiederholte, krochen die Thiere, so rasch als ihr Körperumfang es gestattete, in ihre Hütte zurück. Erst als er hinweggegangen war, schlüpfen sie wieder heraus, setzten sich jedes an einen Pfeiler des Thores und sahen ihm mit liebevollen Blicken nach.

Im Dorfe hatten die Leute bereits ihr Tagewerk begonnen. Der Gemeindegirt trieb die Herde der Weide zu, Weiber füllten ihre Wassereimer am Brunnen, Arbeiter waren auf dem Wege nach dem Felde; alle, denen Paul begegnete, grüßten ihn, hießen ihn willkommen. Die Weiber sahen ihm mit neugieriger Theilnahme an, eine von ihnen rief ihm von Weitem zu: „Jetzt sind Sie halt allein!“

In nächster Nähe der Pfarrei und viel ansehnlicher als diese, erhob sich ein großes, blankes Bauernhaus. Ein gewölbter Bogen trennte es von den Scheunen und Ställen, und durch denselben blickte man in einen weitläufigen Obstgarten, gegen dessen roth und weiß blühende Bäume das dunkle Schieferdach sich scharf abhob. Vor dem Hause ein schmaler Streifen kurzen grünen Grases, mit Malven und Levkojen bepflanzt und mit einem netten Holzstakete umgeben. Die Fenster blank geschweert, der Sockel grau getüncht, und über dem ganzen Gehöfte ein Anstrich von ruhigem Behagen und solider Wohlhabenheit, wie sie immer seltener wird „bei uns zu Lande auf dem Lande.“ Aus dem Hause trat ein alter, untersehter Mann in blauem, bis an die Fersen reichendem Rocke, der bei jedem Schritte auseinander flatternd, die schwarze Kniehose und die hohen, glänzend gewichsten Stiefel sehen ließ. Auf dem Kopfe trug der Alte einen niederen Hut mit aufgerollter Krempe, an der Weste Silberknöpfe; kurz: es kleidete sich keiner im ganzen Dorfe am Kirchweihfeste so stattlich, wie er am Werkeltag. Dafür war er aber auch Balthasar der Große, Balthasar Schießl, der reiche, gescheidte! Ein Mann, der's mit jedem Pfoffsol (Professor) aufnimmt, eine Handschrift schreibt, die manche Leute sogar lesen können, bei Gott! nebstbei zwölf Melkerinnen im Stalle hat und jahraus, jahrein seine vier paar Ochsen einspannen lassen kann. Ein Mann, der einmal, als er nach der Stadt fuhr, um dort Steuern zu zahlen, im Gasthose zum Adler auf einen Sitz zweihundert Gulden verloren, baar auf den Tisch ausbezahlt, von dem Tage an aber nie mehr eine Karte angerührt hat.

Balthasar eilte in raschen Schritten auf Paul zu und reichte ihm die Hand: „Das ist ja schön, daß Sie einmal wieder zu uns kommen“, rief er. Sofort entspann sich ein Gespräch und sie wanderten zusammen weiter. Paul fragte nach Dem und Jenem, und erhielt auf die Frage: „Wie geht es ihm?“ regelmäßig die Antwort: „Gut.“ Nachträglich kam dann: „Dem ersten haben die Schuldner das Haus über dem Kopf verkauft, der zweite, ja, der hat sich versoffen, zieht als Vagabund herum, Weiß und Kinder gehen in den Tagelohn. Der Dritte . . . das is' halt eine G'schicht — dem sein Sohn, der siht.“ „Warum nicht gar! Was hat er denn angestellt?“

„Es heißt, wissen's, daß er den Heger erschossen hat.“

„Es heißt! es wird wohl nicht nur heißen.“

Der Alte schwieg eine Weile, dann sah er Paul von der Seite an, zeigte lachend zwei Reihen Zähne, gelblich wie Elfenbein und fest wie eine Mauer: „Ja, sehen's, ich sag' . . . Er spreizte die Finger auseinander und setzte seine Hand in eine langsam wiegende Bewegung: „Es kann sein — und es kann auch nit sein.“

„Ich kenn' euch!“ sprach Paul.

„So?“ fragte der Bauer, und in dem einen Worte und dem Blicke, womit er es begleitete, lag eine ganze Reihe spöttischer Zweifel.

Paul fuhr eifrig fort: „Ihr seid immer dieselben! Von der Wildddieberei könnt Ihr nicht lassen. Heute wie vor zwanzig Jahren wird nur so hinein gehauen in unsere Wälder, werden unsere Wiesen abgegrast . . .“

„Die meinen auch“, sprach Balthasar.

„Und wo bleibt der Respekt vor fremdem Eigenthum? Wann werden die Leute endlich lernen, daß ein Unterschied ist zwischen Wein und Dein?“

Der Alte zog seine Pfeife aus der Tasche und begann ruhig sie zu stopfen. Sie waren jetzt in die Nähe der Schule gekommen. Vor der Thür stand ein junger Mensch, schön aber sturperhaft gekleidet und schäkerte mit einer frech aussehenden Dirne.

„Das ist der neue Schullehrer“, sagte Balthasar in nachlässigem Tone.

— „Der? der junge Bursch? Der kann ja selbst die Schule nicht absoolvirt haben.“

„Hat's auch nit.“

„Wie so? Ist er relegirt worden?“

„Es heißt, daß er, wissen's, drinnen in der Stadt, aus dem Schulzimmer, oder von wo? Maschinen mitgenommen hat um d'ran zu studiren. Aber — vergessen muß er haben, daß sie ihm nit gehören, denn sonst —“, sprach Balthasar mit einer pöflichen Harmlosigkeit, die des größten Schauspielers würdig gewesen wäre, „denn sonst hätt' er sie ja nit verkaufen können.“

„Das wißt Ihr?“ rief Paul, „und den macht Ihr zum Schullehrer? Den duldet Ihr?“

„Wir haben ihn nit g'rad ausgefucht, aber er hat halt Plotelktion, und wenn er einmal dazißt, bringt ihn selbst unser lieber Herrgott nit weg, das müssen Sie auch wissen, Herr Graf“, setzte Balthasar hinzu, zufrieden mit dem Eindruck, den das Streiflicht hervorbrachte, welches er auf die Ortszustände geworfen.

„Eure Schuld, wenn er dazißt . . . Jetzt habt Ihr ihn, könnt Eure Kinder zu ihm in die Schule schiden!“

„Ich schid' die meinen nit.“

„Ihr schid't sie nicht? Existirt vielleicht kein Schulzwang in Sonnberg?“

„Ich zahl' halt Straf“, antwortete der Bauer mit ruhigem Lächeln. „Ich kann's ja thun?“

Sie gingen eine Weile schweigend neben einander, Beide in Gedanken nicht angenehmer Art versunken.

„Wenn die Frau Gräfin“, sagte der Alte auf einmal, und fuhr unwillkürlich mit der Hand nach dem Hute, „wenn die Frau Gräfin noch am Leben wäre, so was wär nie geschehn . . . Und hier —“ setzte er, in plötzlich verändertem Tone hinzu, „thät es auch anders aussehn!“

Er deutete auf den großen, mit verschwenderischem Luxus erbauten Meierhof, dem sie sich allmählig genähert hatten.

Paul meinte, das könne man doch nicht wissen, aber daß es hier nicht aussehe wie sich's gehöre, sei allerdings ausgemacht. In der That, darüber konnte kein Zweifel herrschen. Das Vieh in schlechtem Stande, die Gebäude vernachlässigt, die kostbaren Maschinen, die Paul aus England geschickt hatte, zwar noch nicht benützt, aber schon beschädigt, im Freien, jedem Unwetter ausgesetzt, während der Schuppen daneben mit elendem Gerümpel angefüllt war. Alles schmutzig, unordentlich durcheinander geworfen, alles verwahrloßt, und weder Knecht noch Magd sichtbar, kein Mensch in der Nähe, den man hätte fragen können: „Wie geht das zu?“

Balthasar steckte die Pfeife, ohne sie jedoch anzuzünden, zwischen die Zähne, stemmte beide Arme in die Seiten und sagte: „Die Frau Gräfin ist todt, die alten Herrschaften sehen nig mehr — und Sie . . .“ sein Mund verzog sich ironisch: „Sie haben halt gar zu viel zu thun!“

Im Amtshause, das von dem Meierhose nur durch die Straße getrennt war, und das mit seinen zwei Geschossen, seiner verzierten Façade und seinem französischen Dache einem Schloßchen glich, wurde es plötzlich lebendig! Ein Fenster im ersten Stocke war geöffnet und so rasch wieder zugeschlagen worden, daß die Trümmer zerbrochener Scheiben klirrend zu Boden fielen. Darauf entstand in dem Hause eine Bewegung, wie in einer überrumpelten Festung, und endlich erschien auf der Schwelle ein großer, breitschultriger, sehr dicker Mann. Sein Gesicht hatte die Form und den Umfang eines Tellers und die Farbe einer Feuernekke. Als Balthasar den Herrn Verwalter kommen sah, machte er sich eilig von dannen. Die langen Schöße seines Rockes flogen hinter ihm her und waren anzusehen wie die Flügel eines Nachtfalters. Er rückte vor dem Verwalter kaum den Hut, und dieser erwiderte den kurzen Gruß mit auffallender Freundlichkeit. Hingegen vergab er seiner Würde dem Herrn Grafen junior gegenüber nicht ein Jota.

„Der Herr Graf sind da“, sprach er bitter und vorwurfsvoll, „begeben sich stante pede in die Oekonomie, ohne mich haben avisiren zu lassen. Ich darf die Gnade nicht haben, theilzunehmen an der Inspektion.“

„Nur eine Morgenpromenade, lieber Vogel. Allerdings bin ich nicht erbaut von dem was ich bisher sah und hörte“, erwiderte Paul, theils ergötzt, theils geärgert durch die gewundenen Reden des feierlichen Herrn, den dessen feinsühlende Gemahlin „Mein opulenter Mann“, zu nennen pflegte.

„Ah — — Insinuationen! . . .“

„Davon ist nicht die Rede, aber werfen Sie doch nur einen Blick um sich!“

„Das thue ich täglich“, entgegnete der Herr Verwalter mit einem Selbstbewußtsein, als ob es auf Erden nichts Ruhmvolleres geben könne als Blicke um sich zu werfen. „Jeden vom Dache gefallenen Biegel, jede gestohlene Latte, Herr Graf, Sie finden sie wieder — im Wirtschaftsjournal. Aber jedoch adoptirt, restaurirt darf nichts werden. Wir haben strikten Enthaltungsbefehl. „Thun Sie nichts ohne meinen Sohn!“ ist des Herrn Grafen stets von neuem wiederholt ertheilte Weisung, der sich süßsam zu erweisen nicht immer ganz leicht fällt.“

„Weniger wörtlich befolgt wäre der Befehl besser befolgt“, versetzte Paul. Er hatte den Rückweg angetreten und eilte rasch vorwärts, belästigt durch die Begleitung des Herrn Verwalters, dem es, wie sein schnaubender Athem verrieth, schwer wurde, mit ihm Schritt zu halten.



Am Ausgange des Dorfes befanden sich einige elende Baracken: die sogenannten „herrschaftlichen“ Arbeiterwohnungen. Der Wind blies durch ihre zerklüfteten Mauern, die Scheiben ihrer kleinen Fensterchen waren zerbrochen oder erblindet, die Böcher in ihren halb abgedeckten Dächern gemahnten an aufgerissene, hungrige Mäuler. Den Vordergrund des Jammerbildes bildete eine Pfütze, in der eine zahlreiche Kinderschaar mit einem Vergnügen herumspatzte, das gewisser Geschöpfe würdig gewesen wäre, die mit mehr Beinen und mit weniger Gottähnlichkeit ausgestattet wurden, als das menschliche Geschlecht.

„Unsere Arbeiterwohnungen!“ rief Paul entrüstet — „durste auch hier nichts hergestellt werden? . . . Es war schon der Wunsch meiner verstorbenen Frau, daß sie niedrigeren und an ihrer Stelle neue, geräumigere errichtet würden.“

Der Verwalter lächelte: „Hauptsächlich aus Moralitätsgründen. Die Frau Gräfin nahmen Anstoß daran, mehrere Personen unterschiedlichen Geschlechtes in nicht unterschiedlichen Lokalitäten unterbringen zu lassen. Die hochgeborene Frau vergaßen, daß derlei hier überall vorkommt. Wir haben Wohnungsnoth in Sonnberg. Die Leute sind es gewöhnt, und warum sollte es der Arbeiter besser haben als der Bauer? Es würde schlechtes Blut machen, zu befürchten geben . . . Auch kann Niemand der Gutsverwaltung zumuthen, sich zur Tugendwächterin der Bevölkerung aufzuwerfen, und haben die Leute ihren eigenen Standpunkt — wie der Herr Graf dereinst selbst der hochseligen Frau Gräfin zu bedenken zu geben geruhen.“

So war's. Mehr aus Widerspruchsgeist als aus Ueberzeugung hatte Paul damals die Forderung abgewiesen, die seine Frau an ihn gestellt, eindringlich im Namen der Menschlichkeit. Einen Augenblick war er nahe daran gewesen, einzuwilligen, denn im Stillen gab er ihr recht. Aber war er der Mann, der gemahnt zu werden brauchte an die Erfüllung einer Pflicht? — Würde er sie als solche anerkennen, ihr wäre längst Genüge geschehen. Demnach hatte Paul ein rasches Ende gemacht, erklärt, er wolle nichts mehr hören von der Sache und über die Subjektivität der Weiber gespottet, die immer sich, immer nur sich in die Lage der Andern versetzen können und unfähig sind, irgend ein Verhältniß anders als persönlich zu beurtheilen.

„Mitleid ist Schwäche!“ hatte er ausgerufen, plötzlich aber innegehalten, weil ihm ein Zweifel an der Unbestreitbarkeit dieses Satzes aufgestiegen war, weil ihm beim Anblick des Schmerzes, den sein Starrsinn verursachte, eine Regung überkommen hatte, derjenigen beinahe ähnlich, die er soeben verdammt . . .

Die junge Frau jedoch, wie hatte sie in seiner Seele zu lesen gewußt! Das leise, kaum eingestandene Gefühl, das zu ihren Gunsten sprach, wie war es sogleich von ihr errathen, wie dankbar sein Erwachen begrüßt worden! Wie hatte sie mit neubelebter Hoffnung auf den Sieg ihrer guten Sache die Arme um den Hals ihres Mannes geschlungen, den Kopf an seine Brust gedrückt, voll zärtlicher Begeisterung zu ihm emporgehoben und ihm zugeflüstert: „O du Schwächling!“

Ja, ja, sie war anmuthig gewesen und hold. — — —

Paul fuhr auf aus seinem Sinnen. „Nehmen Sie an,“ sprach er zu seinem Begleiter, „daß ich heute anders denke als zu jener Zeit, daß ich einsehe — kurz, suchen Sie die Pläne zu den Arbeitshäusern hervor, die meine Frau damals zeichnen ließ. Der Bau soll sogleich in Angriff genommen werden.“

Der Beamte steckte mit Würde die Hand in seine Weste. Herr Graf scheinen einen

Systemwechsel vorzunehmen, zu beabsichtigen. Vielleicht intensive Wirthschaft, was hier nicht geht! . . . Wobon Herr Graf sich selbst genugsam überzeugten und was ich mehrmals die Gnade hatte zu bemerken, dereinst bei unvergeßlichen Gelegenheiten, in denen mir das Unglück widerfuhr, mir das Mißfallen der hochseligen Frau Gräfin zuzuziehen, zu müssen."

Ein hämischer Zug verunstaltete seine feisten Lippen, so oft er von der Verstorbenen sprach.

Dieser hoffärtige Mensch hat sie gehaßt und großt ihr noch nach dem Tode. Er verzeiht ihr's nie, daß sie so manchen Kampf gegen ihn siegreich geführt. Siegreich, denn sie war stark, muthig und verständig, dachte Paul und entließ den Herrn Verwalter mit einigen trodenen Worten.

Der Graf und die Gräfin erwarteten ihren Sohn zum Frühstück im Saale, beide, nach altem Brauche, sorgfältig gekleidet vom frühen Morgen an. Sie im grünen, glatten Seidenkleide, das nur wenig über die Knöchel reichte und die ausgeschnittenen, kreuzweise gebundenen Schuhe sehen ließ. Die lichten Locken, zu beiden Seiten der Stirn aufgesteckt, das feine Gesicht mit den milden Augen, von einer weißen Haube umgeben, die ganze Gestalt wie aus einem Rahmen eines edlen aber verblaßten Bildes getreten, das vor dreißig Jahren gemalt worden war. Ihr Mann, der sie einst um Kopfeslänge überragte, sah jetzt nicht größer aus als sie. Seine breite Brust war eingesunken, seine Schultern hatten sich gewölbt. Aber schön geblieben waren die herrlichen Züge des Gesichtes. Den kahlen Scheitel des wie aus Erz geformten Hauptes umgab ein Kranz von schneigen Haaren und wie weiße Seide schimmerte der Bart, der auf die Brust des Greises niederwallte.

Der Graf stand am Fenster auf seinen Stock gelehnt und sprach:

„Er ist schon draußen, schon seit sechs Uhr, sieht sich um, wird Befehle geben; Einrichtungen treffen, alles nach der neuen Art, alles anders als zu unserer Zeit, und tausend Mal besser. Ja, der versteht's! Der Vogel wird sich freuen, daß er einmal wieder etwas lernen kann.“

Die Gräfin meinte, dies sei ohne Zweifel der Fall und könne nicht schaden; es gäbe so manches zu thun in Sonnberg und gewiß, ein gewöhnlicher Mensch fände hier ein überreiches Feld für seine Thätigkeit, aber für Paul ist das alles zu kleinlich, zu gering, der bescheidene Beruf eines Landwirths der füllt einen solchen Mann nicht aus. „Wie lange er wohl bei uns bleibt?“ schloß sie ihre Betrachtungen.

„Danach darf man ihn nicht fragen!“ rief der Greis. „Du weißt, das kann er nicht leiden. Nur keinen Zwang, nur keine Liebestyrannie!“

Paul war während dieser letzten Worte eingetreten und man setzte sich an den Frühstückstisch. Er freute sich im Stillen über das frischere Aussehen der beiden alten Leute. Die Nachtruhe, die ihnen der Gedanke gar süß gemacht, daß ihr Sohn einmal wieder unter demselben Dache mit ihnen schlafe, hatte sie unsäglich erquidtet.

„Bist Du zufrieden mit unserer Wirthschaft?“ fragte der Graf. Vogel hält strenge Ordnung, ein braver Mann, das muß man ihm lassen . . . auch fehlt uns nichts als — haares Geld. Das Erträgniß, sagt Vogel, das Erträgniß! — ja, leider. Es wird ihm oft schwer, die großen Regiekosten zu bestreiten.“

„Die Regiekosten?“ dachte Paul, „o lieber Vogel! o lieber — Schurke! du hast

dich sonderbar ausgewachsen. Meine Abwesenheit bekommt dir schlecht.“ — Er antwortete ausweichend, vorläufig könne er noch keine Meinung abgeben, in einigen Tagen aber, nächste Woche vielleicht . . .

„Nächste — Woche?“ wiederholten seine beiden Eltern zugleich. So lange bleibt er? o Glück! sie dachten nicht mehr ein solches zu erleben. Die Mutter vergaß in ihrer Freude einen Augenblick die stets geübte Zurückhaltung, die sich jede Aeußerung der Zärtlichkeit versagte. Sie glitt schmeichelnd mit den Fingern über den auf dem Tische ruhenden Arm ihres Sohnes. Es lag in dieser schüchternen Berührung so viel unterdrückte Liebe, ein so unaussprechlicher Dank, daß Paul innig sprach: „Gute Mutter!“ ihre Hand ergriff und an seine Lippen drückte. Die Gräfin warf einen Blick voll seliger Ueberraschung auf ihren Gatten, dessen Angesicht dieselbe Empfindung aussprach. Sie schienen sich zu fragen: Was ist das? — was ist geschehen? ist er's denn noch?

„Je länger Du bleibst, um so besser für uns,“ sagte der Graf. „Du bist immer willkommen, lieber Sohn.“

Den alten Leuten war seltsam zu Muthe — ungefähr wie frommen, verzückten Vetern, zu denen der steinerne Heilige, vor dem sie knieen, sich plötzlich niederbeugen und Worte des Segens über ihre Häupter sprechen würde.

Die Unterhaltung gerieth ins Stocken, das Frühstück war beendet; Paul ging auf sein Zimmer, mit der Absicht — an Thekla zu schreiben.

Nur eine Spanne Zeit trennte ihn von dem Augenblicke, in dem er Abschied von ihr genommen, es hatte sich darin so gut wie nichts begeben, nicht ein Ereigniß, das der Mühe lohnte, erzählt zu werden, und doch, ihm schien sie so lang und inhaltsreich, diese kurze stille Zeit, er meinte fast in ihr mehr erlebt zu haben als in seinem ganzen übrigen Dasein. Womit soll er seinen Brief beginnen, den ersten, den er an Thekla schreibt?: „Meine Gedanken haben Sie nicht verlassen . . .“ — „Ihr schönes theures Bild steht immerfort . . .“ — „Ich habe meine Eltern wohlauif gefunden . . .“ Was kümmern sie seine Eltern? Diese schlichten Leute werden ihr immer fremd bleiben, und sie auch ihnen.

Aber das Kind, dessen Mutter sie werden und das sie lieben lernen soll, von dem will er ihr sprechen. Nur muß man kennen, was man beschreiben will, und er hat die Kleine noch kaum gesehen, wie absichtlich schafft man sie ihm aus dem Wege, erwähnt ihrer nicht, gedenkt es ihm wohl noch, daß er dereinst zu behaupten pflegte, kleine Kinder seien ihm ein Gräuel. Das war damals nur halb und ist jetzt gar nicht mehr wahr, Eltern jedoch glauben nichts schwerer als daß mit ihren Kindern eine Veränderung vorgehen könne. Paul erhob sich um zu schellen, und in diesem Augenblicke wurde nach leisem Pochen die Thür geöffnet und sein Töchterchen trat ein. Es klammerte sich dabei mit einer Hand an den Rock seiner Wärterin, in der anderen trug es einen Beilschenstrauß. Einen solchen, ganz so gebunden, legte Marie dereinst täglich auf seinen Schreibtisch: dort hatte er ihn soeben halb unbewußt vermißt.

„Das bringen wir dem Papa,“ sprach die Wärterin. Sie beugte sich zu der Kleinen nieder und suchte sich von ihr loszumachen. „Es ist ein guter Papa, geh zu ihm, mein Engel, geh!“

Es entstand ein langer, in flüsterndem Tone geführter Wortwechsel zwischen Mariechen und ihrer Pflegerin, dem Paul damit ein Ende machte, daß er der letzteren befahl, sich zu entfernen.

„Und das Kind?“

„Das bleibt bei mir.“

„Ganz allein? Es ist so scheu — Sie sind ihm so fremd —“

Unwillig wiederholte Paul seinen Befehl, die Frau erlaubte sich keine Einwendung mehr, sie ging bestürzt von dannen und ihr Bögling, noch viel erschrockener als sie, hatte nicht einmal den Muth, sich nach ihr umzuwenden.

Wie eine kleine Bildsäule blieb Mariechen regungslos an ihrem Plaze, senkte das traurige Gesichtchen, und man sah ihr Herz angstvoll unter dem weißen Kleide pochen.

„Armes, verkümmertes Pflänzchen!“ dachte Paul. „Wachsest auf zwischen einem geschlossenen und einem schon geöffneten Grabe . . . Du brauchtest eine andere Atmosphäre!“

Eine Regung mitleidiger Liebe schlich sich in seine Seele, er sah die Furcht, mit der sie unter den gesenkten Lidern hervor jede seiner Bewegungen beobachtete, und wagte nicht sich ihr zu nähern. Sie voll Angst vor ihm, er voll Bangen vor ihrer Angst — so standen Vater und Tochter einander zum ersten Male gegenüber.

Endlich kniete er nieder und sprach mit gedämpfter Stimme: „Mariechen komm zu mir!“

Das Kind rührte sich nicht, aber die Nerven um seinen Mund begannen zu zittern, ein schwerer Seufzer hob seine Brust und es brach in unaufhaltsames Weinen aus. Paul ging an seinen Schreibtisch zurück. „Sie mag sich ausweinen! hat ohne Ursache angefangen, wird ohne Ursache aufhören!“

Aber die Ausdauer eines schluchzenden Kindes ist ein länger Ding als eines Mannes Geduld. Er wollte die seine nicht verlieren, er hielt sich die Ohren zu, versuchte seine Aufmerksamkeit auf zwei Goldamseln zu lenken, die im Grün der Linde vor seinen Fenstern wie Lichtstrahlen von Ast zu Ast huschten, bemeisterte sich lange, zuletzt aber wandte er sich doch um, sprang auf und herrschte dem Kinde zu: „Schweige!“

Es gehorchte augenblicklich; hielt inne mitten im Schluchzen und sah aus großen, in Thränen schwimmenden Augen erschrocken und flehend zu seinem Vater empor. Und dieser Blick traf ihn wie ein Stoß in das Herz. So hatte die Mutter des Kindes ihn angesehen damals, als sie zum ersten und letzten Male: Rein zu ihm gesagt, an jenem Tage der unwiderrücklich über ihr Leben entschied . . . Da war die Erinnerung wieder, deren er sich mit dem Aufgebote seiner ganzen Willenskraft nicht zu erwehren vermochte, die ihn wie mit einem Zauberverbanne umwob, seitdem er den heimischen Boden betreten hatte.

Kann das Weib, das im Leben hilflos zu seinen Füßen lag, ihn nach dem Tode besiegen? Steht sie aus dem Jenseits zu ihm? sieht ihn mit unvergeßlichem Blicke aus dem Auge ihres Kindes an — ihres kleinen Abbildes . . . nein kein Abbild — sie selbst, in jedem Zuge des Gesichtes — in jeder Bewegung, Sie, so ganz und gar sie selbst, als gäbe es eine rückwärts schreitende Zeit, ein umgekehrtes Leben, das wieder zur Kindheit führt! . . . . .

Im Innersten erschüttert hob Paul das Kind in seinen Armen empor und drückte es an sich. Allein der Ausbruch seiner Härtslichkeit erweckte Entsetzen, und dieses seinen Grimm. „Fürchte Dich nicht!“ rief er in thörichtem Zorne: „Fürchte Dich nicht!“ während er sie tödtlich erschreckte. Alle Glieder des zarten Körperchens begannen zu zittern, die Augen wurden starr und in großer Bestürzung setzte Paul das Kind auf den Boden hin. Da blieb es still, mit herabhängenden Armen, das Köpfchen tief gebeugt —

auf das allerschlimmste gefaßt, recht wie ein junges Vöglein im verlassenen Neste, über dem ein Gewitter schwebt . . . Schon hat der Bliß gezuckt — wann trifft sein Strahl?

O du allmächtige Hilflosigkeit! du wehrlose, vor der alle Kraft des Starken sich auflöst in einen Strom des Erbarmens!

„Sprich“, flüsterte Paul „sprich nur ein Wort — oder weine, Mädchen! weine — ich bitte Dich . . .“

Sie bleibt still, stumm, leblos . . . Athmet sie denn? In namenloser Spannung hält er seinen Athem an um dem ihren besser zu lauschen — — da läßt sich im Nebenzimmer das Trippeln kleiner eifriger Tritte vernehmen, das Gebimmel einer winzigen Schelle . . . Mariechen horcht plötzlich auf, an der Thür wird ein Krachen laut, gebieterisch Einlaß heischend — und das Kind erhebt den Kopf, ein schwaches Roth tritt auf seine Wangen, es schlägt freudig die Händchen zusammen und — „Gipst!“ ruft es aufjauchzend.

Paul öffnete die Thür und an ihm vorbei schoß ein zottiges Hündchen und sprang mit lautem Gebelle auf das kleine Mädchen zu. Es umhüpfte sie, legte ihr die Hände und das Gesicht, sprang wieder davon, streckte die Vorderbeine von sich so weit es konnte, bog das Kreuz ein, bellte, sah sie an und leuchte mit herabhängender Zunge.

Und sie — wie sie es lockte! wie sie es rief mit liebenden Namen, wie sie es mit ihren beiden Armechen umschlang, seinen Kopf an ihre Brust drückte und wiegte mit ernsthafter Härlichkeit.

Ja, dem kann sie schön thun! der steht in ihrer Gunst . . . Man könnte ihn beneiden . . . Paul lächelte über seine kindischen Gedanken — es ist weit mit ihm gekommen: er ist eifersüchtig auf einen Hund.

Unmuthig schellte er der Wärterin und befahl ihr die Kleine hinweg zu führen. Er wandte sich ab als es geschah, was brauchte er zu sehen wie gern sie von ihm ging?

Einmal wohl fällt uns die Liebe vom Himmel, einmal — und nicht wieder. Hast die Gottesgabe nicht zu schätzen gewußt — jetzt heißt es um sie werben, um sie dienen . . . Der Weidenstrauch war auf den Boden gefallen, Paul hob ihn auf und legte ihn neben sich auf den Schreibtisch. Er begann einen neuen Brief an Thekla, aber es stand in den Sternen geschrieben, daß auch dieser nicht beendet werden sollte. Von der Straße herüber drang ein sonderbares Geräusch. Als ob zehntausend Wespen schnarrten, als ob zehntausend Hornissen brummen und dazwischen ein Dudelsack pfeife war es anzuhören. Ein Geräusch, in seiner Art nicht minder berühmt als die Luftmusik auf Seylon, nur besser erklärt von Gelehrten und selbst von Ungelehrten, denn sobald es sich vernehmen ließ, wußte Jedermann auf eine Viertelmeile in der Runde: der Freiherr von Kamniz fährt über Land! und was da rasselt, quiert und stöhnt, es ist seine historische Kalesche. Ein edles Vehikel, ein ehrwürdiges Denkmal aus der Vergangenheit. Wann es erbaut wurde — „die jetzigen Kinder denken nicht!“

Es glich in Form und Farbe der Hälfte eines Tyroler Apfels, und war mit dunkelbraunem Tuche, — das aber aus neuer Zeit stammte, denn es zählte keine fünf- und zwanzig Jahre — gefüttert. Es schwebte in wolkennaher Höhe auf Schneckenfeldern, ein mächtiger Radschuh hing an schwerer Kette unter dem Kasten. Vorgespannt waren ein Paar dicke, kurzhaflige Schimmel mit Weinen wie Säulen; ansehnliche Säule, die,

nach dem Zeugniß ihres Herrn, „einmal ins Kugeln gekommen, einige Meilen auf oder ab, nicht weiter regardirten.“

Der Freiherr von Kamnigky hatte immer einen Spasß auf den Lippen und ein paar Silbergulden in der Tasche, war deshalb sehr beliebt bei der Dienerschaft in Schloß Sonnberg, die sich um die Ehre riß den Schlag seiner Kalesche zu öffnen und das aus mehreren Stufen bestehende Trittbrett herunter zu schlagen. Kamnigky war eben im Begriffe diese fliegende Treppe zu betreten, als Paul aus dem Schlosse geeilt kam um ihn zu begrüßen.

„Was der Teufel!“ rief der Freiherr und blieb wie versteinert stehen.

Paul half ihm herab: „Ich werde Dich doch nicht umsonst nach Wien reisen lassen“, sagte er.

„Umsonst nach Wien? mich? — sei so gut und sag' das Deinen Eltern — umsonst... O das ist wieder — o freilich... verzeih', aber so albern reden doch nur gescheidte Leute“, rief Kamnigky voll Entrüstung und versäumte auch diese Gelegenheit nicht, den „gescheidten Leuten“ eins anzuhängen.

Er fragte einen Diener, nicht Paul, mit dem sprach er vorläufig kein Wort mehr — wo der Herr Graf sich befinde und wünschte angemeldet zu werden. Eine Höflichkeit, die er nie außer Acht setzte, ebensowenig als der Graf jemals versäumte ihm darüber Vorwürfe zu machen. Aber es geht eben nichts über eine gute, altgewohnte Art das Gespräch anzuknüpfen, und so wurde denn auch heute, wie immer, der Gastfreund mit den Worten empfangen: „Sich anmelden lassen? Alter Mensch, was fällt Dir ein?“

Bei Tische war Kamnigky lustig bis zur Ausgelassenheit, aß und trank ansehnlich, machte die schlechtesten Witze ohne ein einziges Mal darüber zu erröthen. Seine gute Laune und sein guter Appetit erweckten das innigste Wohlgefallen der alten Leute. In Bestürzung jedoch geriethen sie, als er nach dem Speisen begann über die Regierung zu schimpfen; sie besorgten sehr, Paul könne das übel nehmen.

„Er meint nicht Dich“, sagte der Greis beruhigend zu seinem Sohne.

„Bitt' um Verzeihung! Wohl mein' ich ihn und sein ganzes, ihm nachbetendes Gesicht“, rief der erregte Freiherr.

Er stellte sich mit dem Rücken an den kalten Kamin, versenkte beide Hände in die Hosentaschen und setzte seinen Oberkörper in regelmäßige Schwingungen. Die Schöße seines Rockes, die er unter den Armen hielt, bewegten sich dabei wie zwei schwarze Ruder in der Luft. Er hatte den Kopf zurückgeworfen und eine lange Virginia zwischen die Zähne geklemmt die, wie gewöhnlich, nicht ins Glücken kommen wollte. Sein kühnes Gesicht brückte die höchste Kampflust aus.

„Euch alle mein' ich, politische Doktoren, Verjüngerer, Verbesserer des Staates, Baumeister... ja saubere Baumeister!... Haken einen Riß in der Mauer, repariren am Dache und merken nicht, — oder thun als ob sie nicht merkten — daß die Fundamente wanken... Wißt Ihr, wie das Fundament heißt, auf dem ganz allein ein festes Staatsgebäude sich errichten läßt: Rechtsgefühl. An dem fehlt's bei uns... Geseze macht Ihr? Zeitvergeuder? Geseze haben wir genug, aber die Leute, die sie befolgen, die sollen noch geboren werden. — Was Geseze! sagen wir. Geseze kommen vom Staat, der unser Feind ist, der den Einzelnen aufrißt, wie Ugolino seine Kinder auffraß — um ihnen den Vater zu erhalten, — habe ich einmal gelesen... Vorthheil, dauernden für den Wohlhabenden, augenblicklichen für den armen Teufel, auf den gehen wir

aus. Wies dem Nächsten, dem Allgemeinen thut, das — hoß der Teufel! — was kümmerts uns?“

Er hielt inne, dunkelroth und keuchend, und fuhr sogleich wieder heftig fort: „Bevor dieses Kampf ums „Dasein“ Evangelium ausgerottet ist, heißt all' Eure Thätigkeit *salva venia* nichts! . . . Aber freilich — wer steigt gern vom First in den Keller — und daß der First von selbst zum Keller kommt, dazu hats ja für Euch noch keine Gefahr. . . Wäre auch eine verfluchte Arbeit da unten. Gethan müsse sie werden, und verschüttet, und wieder gethan, und wieder verschüttet; und hundertmal das scheinbar Vergebliche zu thun, müssen ein paar hundert Männer den Heldennuth haben, die Heldenkraft! . . . Ein stilles Wirken — unscheinbar, unbewundert. Ein Leben voll Mäh' und Selbstverleugnung ginge d'rauf, und wenns zu Ende wäre spräche Keiner: Seht hin was der geleistet hat! — Viel später erst, ein Enkel Deiner Enkel freute sich vielleicht: — sieh da, die Luft wird rein — das Volk wird brav; es gibt Handwerker, die Wort halten, ehrliche Krämer, einsichtige Bauern. Wer hat die Saat zu diesen bescheidenen Tugenden ausgefäet unter uns: . . . Das haben — von langer Hand her — schlichte Männer gethan, die sich geplagt haben, redlich im Dunkel der Niedrigkeit, wohin kein Strahl des Ruhmes dringt; ihre Namen weiß man nicht. . . Wen reizt ein solcher Lohn?! Es ist zum Lachen — der lockt keinen Hund vom Ofen, geschweige denn einen glänzenden Redner von der beifallumtrauschten Bühne herunter!“

Die alten Leute horchten verblüfft und hielten die Augen auf ihren Sohn gerichtet.

— Er läßt den kindischen Menschen reden — dachten sie, plötzlich wird er antworten und ihn schlagen, mit einem Wort. Aber Paul schwieg und sagte endlich nur: „Man könnte Dir zwar manches einwenden, allein im Ganzen hast Du so Unrecht nicht.“

Seine Eltern sahen einander lächelnd an: — O dieser Paul! — welche Güte, welche Rücksicht, mit dem armen streitsüchtigen Thoren, der aus seinem Mausloch die Welt reformiren will.

Kammnigly jedoch wurde nun bößlig wild.

„So Unrecht nicht?“ rief er. — „Wahrhaftig? . . . Da meint man immer: Wenn man nur einmal einen von ihnen erwischen könnte und zur Rechenschaft ziehen, gleich hieße es: Das alles wissen wir besser als Du! wollen helfen, werdens schon. . . Wir kennen unser Ziel — den Weg dahin, den zu wählen überlasse uns — davon verstehst Du nichts. Das wär' ein Wort, das sich hören ließe! aber: Du hast recht. . . Schämt Euch. . . das ist ein schöner Trost!“

„Geh — geh,“ sagte Paul, zog ein Feuerzeug aus der Tasche und hielt ihm ein brennendes Bündhölzchen hin, an dem Kammnigly mit unsäglicher Mühe seine Cigarre wieder für einige Augenblicke zum Glimmen brachte.

„Na,“ sprach er nach einer Weile, „nichts für ungut.“ Er wurde plötzlich sehr roth und sehr gerüthet, reichte Paul die Hand und betheuerte, daß sie „deswegen doch“ die Alten bleiben würden. Bald darauf nahm er Abschied und Paul mußte ihn ein Stück Weges in seinem Wagen begleiten. Hier fühlte der Freiherr sich als Wirth und entfaltete eine hinreichende Liebenswürdigkeit. Nachdem sie sich getrennt hatten, erhob sich Kammnigly in seiner historischen Kalesche und winkte seinem Freunde so lange er ihn noch sehen konnte, mit seinem bunten großen Taschentuche die freundlichsten Grüße zu.

Zurückkehrend durch die hallenden Gänge kam Paul an den Gemächern vorüber, die seine Frau bewohnt hatte. Er blieb stehen, legte die Hand auf die Thürklinke, sie gab seinem Drucke nach, — ein kurzes Zögern, ein kurzer Kampf mit sich selbst und er setzte den Fuß auf die Schwelle, die er nicht mehr betreten hatte seitdem der Tod sie überschritten. — So vergessen sind diese Räume, daß man nicht einmal daran denkt sie abzuschließen; der Zerstörung anheimgefallen, den unablässigen ruhelosen Kampf der Natur gegen jedes Werk der Menschenhand. Paul war auf einen traurigen Anblick gefaßt, aber er hatte geirrt. In den stillen Gemächern zeigte sich nicht eine Spur des Unbewohntseins. Sie lagen freundlich da, von den Strahlen der untergehenden Sonne durchwärm't. Der Abendhauch schwebte durch die geöffneten Fenster über die reich gefüllten Blumenkörbe, durchwürzte die Luft mit zarten Düften, bewegte die durchsichtigen Vorhänge. Spiegelblank glänzten die Dielen, Teppiche waren allenthalben ausgebreitet, jede Kleinigkeit befand sich an ihrem gewohnten Plage; alles war so sorgsam geordnet, so liebevoll gepflegt, als wenn auch hier täglich, stündlich eine Wiederkehr erwartet würde.

Langsam und leisen Schrittes ging Paul durch das Vorzimmer, den Salon und betrat das Schlafgemach.

Bei seinem Erscheinen erhoben zwei Personen sich rasch von dem Kanapee in der Tiefe des Zimmers, und Entschuldigungen flüsternd glitten sie hinaus wie Schatten.

Seine Eltern! . . .

Sie feiern hier ihre Feste der Erinnerung, finden einen Widerschein entschwundenen Glückes in der Betrachtung von Gegenständen, die der Verstorbenen gedient, ihren theuersten Besitz ausgemacht haben. Sie lebt ihnen in dieser Umgebung, lebt in ihrem liebsten Gedanken, in dem Gedanken an ihn, von dem hier alles Zeugniß gibt. Er war der Gott dieses stillen Heiligthums, aus dem die Priesterin geschieden ist. Wohin er blickt, tritt ihm sein Bild entgegen — als rosiges Kind, als Knabe mit Peitsche und Ball, als Jüngling im Studentenrocke, mit leuchtenden Augen und lähn zurückgeworfenen Haar, als Mann, in der Ruhe der Kraft, im Vollbewußtsein ungemessenen Selbstvertrauens . . . Das war er als Bräutigam, und ein verwelkter Myrtenkranz hängt an dem Rahmen des Bildes.

Das alterthümliche Glaskästchen in der Ecke enthält Erinnerungen an ihn, Geschenke von ihm. Sie hat alles mit gleicher Sorgfalt bewahrt. Die Wiesenblume, auf einem Spaziergange gepflückt und das Diamantenkreuz, das er ihr am Hochzeitstage gab, hatten für sie denselben Werth.

Ja, über dieses Herz hat er geherrscht . . . da war er Gebieter — Schicksal . . . Ein ungütiger Gebieter, ein hartes Schicksal!

Der hohe Schrank am Pfeiler war geöffnet; ihre Bücher standen darin. Eine kleine, aber auserlesene Schaar. Mit stolzen Geistern hatte sie verkehrt, die bescheidene Frau. Paul schlug einen oder den andern Band auf; ein Wort an den Rand geschrieben, eine flüchtige Bemerkung, an und für sich nichts, aber bedeutungsvoll durch die Stelle, an welcher sie stand, bewies, daß ein sehendes Auge auf diesen Blättern geruht. Dieses junge Weib, fast noch ein Kind, ganz allein auf sich selbst angewiesen, hatte sich mit muthigem, wahrheitsuchendem Verstand, an ernste Lebensfragen herangewagt, hatte den errathenden Blick besessen, der sich ohne Zögern, mit rascher Sicherheit auf das Wesen der Dinge richtet. Ihr Geist, den Paul so hoffärtig über sah, war ein dem seinen eben-



bürtiger gewesen. Wie herrlich hätte diese reiche Seele sich entfaltet im Sonnenschein der Güte, im milden Hauche des Verständnisses . . .

Zu spät — zu spät erkannt!

„Ich war allein in Deinen Armen, ich starb vor Sehnsucht an Deiner Brust“ — tönten die Stimmen der Stille; das Leblose besetzte sich um es ihm zuzurufen in den verlassenen Räumen, in denen der Athem ihrer Liebe ihn umwehte.

O daß sie lebte! eine Stunde nur, nur einen Augenblick! so lange nur, daß er ihr sagen könnte: „Ich weiß jetzt was Du littest — ich erfuhr es auch!“

Aber es ist Vorbei, sie ruht in einem Frieden, den nichts mehr stört, nicht einmal ein Gedanke der Liebe, der sie einst beseligt hätte, nicht einmal ein Schrei flammender Reue — nicht einmal das Schmerzenswort, das Erlösungswort:

„Verzeih!“

Paul warf sich in den Lehnstuhl vor dem Schreibtische und stützte den Kopf in seine Hand. Da blühte ein leuchtender Punkt ihm entgegen, ein letzter Sonnenstrahl fiel herein und streifte den vergoldeten Schlüssel, der an der Schreibtischlade saß. Langsam zog er sie heraus. Der feine Staub, der gleichmäßig vertheilt auf allen Gegenständen lag, die sie enthielt, bewies, daß sie lange nicht geöffnet worden war — lange nicht. Vielleicht nicht mehr seitdem die Verstorbene den Brief hinein gelegt, der ihm zuerst in die Augen fiel: sein letzter, eiliger Abschiedsgruß. „Ich kann nicht mehr kommen, wir marschieren morgen,“ hieß es darin. Das Papier war zerknittert, einzelne Buchstaben waren verwischt . . . Wie viele Küsse mußten darauf gebrannt haben, wie viele Thränen darauf gefallen sein! — Die Hand zitterte, mit der Paul den Brief bei Seite legte und mechanisch eine Mappe öffnend, in derselben zu blättern begann. Zwischen anderen Papieren fand er ein zur Hälfte beschriebenes Blatt. — Mariens wohlbekanntes Schriftzüge, das Datum, drei Tage vor ihrem Tode, die Aufschrift: „Lieber Paul!“

„Du hast fort müssen ohne Abschied. Ich dachte wohl, daß es so kommen würde, und das hat mich neulich feige gemacht. Jetzt bin ich stark und muthig, wie Du es warst, und leicht sein konntest, weil Du dachtest, ich seh' sie Alle in wenig Tagen wieder.“

Nein — er hatte es nicht gedacht, er hatte sie betrogen. Er war mit dem Entschlusse gegangen, vor der langen Trennung nicht wieder zu kehren, er wollte sich nur den Aerger und die Pein eines thränenreichen Abschieds ersparen.

Sie kämpfte heldenmüthig mit sich selbst, aber daß sie kämpfen mußte, schon das verdross ihn. Unwillig wandte er sich ab, mit harter Stimme wiederholend: „Weine nicht!“

Ah, sie gehorchte ja. Sie blickte ihm mit starren, trockenen Augen nach, kein Laut des Schmerzes drang aus ihren festgeschlossenen Lippen. Nur die Arme streckte sie unwillkürlich nach ihm aus, beugte sich vor, wie unwiderstehlich angezogen, inbrünstig flehte ihre stumme Geberde: „O komm zurück!“

Er hatte sich an der Thür stüchtig umgesehen und stüchtig hatte ihr Anblick ihn gerührt . . . fast wäre er umgekehrt, hätte ihr einen Abschiedskuß gegönnt, fast wäre er schwach geworden. Aber er unterdrückte die unmännliche Regung, er blieb stark, er ging — der Unglückselige! . . .

Er las weiter.

„Eine große Ruhe ist über mich gekommen, eine göttliche Zuversicht. O wüßtest

Du, wie gut ich weiß: Du wirst mich lieben! Um des Kindes willen, mein Paul, daß ich Dir bei Deiner Rückkehr in die Arme legen werde. Dieser seligmachende Glaube hilft mir über die Trennung hinweg, erfüllt mich mit freudiger Stärke. Du mein Alles, mein Herr, mein Freund, ich erlebe die Stunde, in welcher Dein erwachtes Herz mir entgegen schlägt, Deine ganze Seele mir zuruft: Komm!"

„So komme denn!“ rief Paul mit einem wilden Schrei. Er sprang auf, er streckte in wahnsinniger Sehnsucht die Arme aus. Beschwörend, unmögliches ersiehend, erhob er sie zum Himmel und ließ sie dann plötzlich sinken mit einer Heerde der Verzweiflung. Da ergriff es ihn, schrecklich, hoffnungslos — eine Erkenntniß, nie wieder auszurotten, eine Reue, nie zu stillen, ein unentrinnbarer Schmerz: Du hast Unschätzbares besessen und nicht zu würdigen gewußt. Er erbeute am ganzen Leibe, er presste die Hände an seine schwerathmende Brust . . .

Draußen in den Bäumen begann es leise zu rauschen und sich zu bewegen, eine frische Luftwelle strich durch das Gemach. Vom Garten herauf ertönte das fröhliche Lachen des Kindes. Paul raffte sich zusammen, ging festen Schrittes auf das Lager zu und schlug die Vorhänge auseinander — — —

. . . Seine Eltern erwarteten ihn in banger Sorge. Eine Stunde war, zwei Stunden waren vergangen. „Neun Uhr,“ sagte der Vater. Die Gräfin legte ihre Arbeit weg, ergriff sie wieder, rang angstvoll die Hände auf ihrem Schooße.

„Wo bleibt er?“ nahm der Greis wieder das Wort — „noch immer bei ihr?“

Die Gräfin erhob sich und verließ schweigend das Zimmer.

Sie kam nach einigen Augenblicken mit verstörter Miene zurück.

„Was ist geschehen?“ fragte ihr Mann, der ihr ganz außer Fassung entgegen kam.

„O Karl! er liegt auf den Knien vor ihrem Bette und weint.“

Am folgenden Tag schrieb Paul an Gräfin Marianne einen warmen Brief; er erging sich darin nicht in Selbstanlagen, er sprach nicht von einem heißersehnten Glück, das er der Pflicht zum Opfer bringen müsse. Einfach und lebendig schilderte er den Eindruck, den die Heimkehr ins Vaterhaus auf ihn hervorgebracht und gestand, daß er Thella nicht zumuthen könne, das Leben zu theilen, welches er von nun an zu führen entschlossen sei.

Die Antwort blieb aus. Acht Tage später jedoch stellte Fürst Klemens sich in Sonnberg ein. „Sie versteht Dich, sie, die Alles versteht, nur nicht — mich zu lieben,“ sprach er zu Paul. „Und Thella, nun wir wissen ja — Statue! Gleichgiltig übrigens ist es ihr nicht. Ich aber, so leid mir's thut, ich meine: Besser spät als zu spät.“

Sein Aufenthalt war von kurzer Dauer. Gräfin Neumark hatte sich bereits nach Wildungen begeben und er brannte vor Ungebuld, ihr dahin zu folgen, wozu ihm zum ersten Mal die Erlaubniß erteilt worden.

„Ich nehme Alfred mit,“ sagte er . . . „Weißt Du, daß meine Absicht ist, dem Burschen jetzt schon das Majorat abzutreten? — Warum soll ich ihn warten lassen auf meinen Tod? Und dann — eine Gräfin Neumark möchte ich Fürstin Eberstein werden sehen. Die Mutter will nichts davon wissen, vielleicht daß die Tochter . . . Darüber indessen ist jetzt nicht an der Zeit . . . Und Du wirst ja hören —“

Der Fürst empfahl sich bei den alten Leuten, die ganz entzückt waren von seiner Liebenswürdigkeit, und küßte die kleine Marie, die sich's gefallen ließ, denn das scheue Vögelchen war in den letzten Tagen fast zutraulich geworden.

Am Ausgange des Parks, wohin der Wagen bestellt worden war, nahmen die Freunde Abschied. Als die Equipage in die Biegung der Straße einlenkte, wandte Klemens den Kopf zurück, um Paul noch einmal zu grüßen; aber dieser war bereits umgekehrt und ging seinem Töchterchen entgegen, das mit offenen Armen auf ihn zugehauert kam.

## Briefe von Zeitgenossen an H. C. Andersen.

Aus Andersen's Nachlaß mitgetheilt

von Emil J. Jonas.

Andersen hatte die Gewohnheit, Alles, was in irgend einer Weise ein Interesse zu haben schien, nicht nur die zahlreichen, wichtigen und unwichtigen Briefe, ausführlichen Episteln und kleine Billetts, die an ihn gerichtet waren, aufzubewahren, sondern auch alle anderen geschriebenen und gedruckten Zeichen seines Lebenslaufs, Notizen aus Zeitungen, Theaterzettel und ähnliche Dinge. Er begann damit bereits in seiner Jugend und setzte die Sammlungen während seines ganzen Lebens fort. In seinen letzten Jahren beschäftigte er sich hin und wieder damit, diese bunten, ungeordneten Haufen, welche viele Kisten füllten, zu ordnen; allein so lange er wohl war, nahmen ihn seine neuen Dichtungen, welche seine Seele erfüllten, und die er gar viele Male durcharbeitete, bevor sie ihn befriedigten, zu sehr in Anspruch. Später war er von seiner schmerzlichen Krankheit zu tief niedergedrückt, um nun noch die Aufgabe lösen zu können, und wenn er in der That zuweilen daran dachte, dann vertiefte er sich in die Erinnerungen, welche beim Lesen der Papiere mit einer merkwürdigen Frische und Fülle in ihm wieder auflebten. Kurze Zeit vor seinem Tode aber machte Andersen ein Testament, worin er den Wunsch aussprach, daß alle ihn betreffenden Manuskripte benutzt und alle Briefe von Interesse veröffentlicht werden möchten, aber es fehlt hier an jeder Anleitung, wie diesem Wunsche zu willfahren sei. In Folge dessen blieb nichts weiter übrig, als aus der große Fülle das Interessanteste auszuwählen. Ich beginne mit diesen Mittheilungen in den „Neuen Monatsheften“, die durch die Veröffentlichung der Briefe von Charles Dickens an Andersen gleichsam die ersten Testamentsvollstrecker des Dichters geworden sind.

Vom König Maximilian II. von Bayern.

Hohenschwangau, den 15. August 1853.

Herr Dr. Andersen! Das von Ihnen verfaßte und Mir kürzlich übersendete Buch „Historien“ habe Ich in die schöne Alpennatur dahier, sogar auf den Gemüßstand genommen und darin gelesen. Es hat Mir viele Freude gemacht, und Ich spreche Ihnen für die Mir bewiesene Aufmerksamkeit Meinen freundlichen Dank aus, der Ich mit wohlwollenden Besinnungen bin

Ihr wohlgeneigter

Max.

## Von demselben.

Borger-Risø, 8. November 1859.

Herrn H. Christ. Andersen!

An einem sehr schönen Abend jüngst am Wallersee spazieren gehend, habe Ich Mich an Ihre prächtigen Märchen und Dichtungen erinnert und den Entschluß gefaßt, die Bedenken, welche bisher erhoben worden, weil Sie nicht ein Deutscher von Geburt, zu beseitigen und Mir das wahrhafte Vergnügen zu machen, Ihnen Meinen Maximilians-Orden zu verleihen, da Sie so sehr im deutschen Sinne gedichtet und Ihre Märchen in Deutschland so populär sind. Noch im Mondlicht habe Ich Mir den Entschluß in die Schreibtafel notirt. Wollen Sie die Verleihung dieses Ordens als ein Zeichen betrachten, wie sehr Ich Sie schätze und mit welchem Vergnügen Ich Mich an Mein Zusammensein mit Ihnen zurückerinnere, der Ich mit wohlwollenden Gefinnungen bin

Ihr wohlgeneigter

Mag.

## Von Castelli.

Wien, den 7. August 1838.

Mein sehr werthter Freund!

Ich benutze die Gelegenheit, da Busch nach seinem Vaterlande zurückkehrt, um Ihnen meinen innigen Dank für Ihr mir übersandtes neuestes Werk „Ein Geiger“ darzubringen. Es thut mir herzlich wohl zu sehen, daß Sie sich meiner noch manchmal erinnern. Auch mir schwebt Ihre Gestalt noch oft vor, und das Märchen vom Stiefmütterchen fällt mir immer ein, wenn ich ein solches Blümchen in meinem Garten blühen sehe.

Der Geiger ist eigentlich nur eine Zusammenstellung aus Fragmenten aus Ihrem eigenen Leben. Er hat mich lebhaft interessirt, so wie Ihre beigefügte kurze Biographie. Aus dem armen Dänentuben ist ein tüchtiger Mann geworden. Glück auf, lieber Freund! Nur un verzagt vorwärts; das Ziel will nicht erschlichen, nicht erkauf, nicht erbettelt, es will erobert, durch Kämpfe siegreich erobert sein; Sie sind der Mann dazu, und Ihre Werke haben sich auch schon in Deutschland Bahn gebrochen. Erst vor wenigen Tagen hat mir Grillparzer gesagt, daß ihm Ihr vorletzter Roman sehr wohl gefallen habe; er äußerte den Wunsch, auch Ihren Geiger zu lesen, den ich ihm jetzt geliehen habe.

Sie haben darin, unter einigen etwas mysteriösen Beigaben, auch meiner freundlich gedacht, wofür ich Ihnen ebenfalls dankbar bin. Wenn Sie einmal wieder einige Gedichte oder vielleicht eine kleine Novelle von einigen Bogen haben, so senden Sie mir selbe für meinen Almanach: „Huldigung der Frauen“; Sie würden mich und meine Leser dadurch sehr verbinden.

Leben Sie wohl, mein hochverehrter Freund, mit dem Herzen, das in dem meinigen gleichen Klang gefunden hat. Mögen Ihnen Poesie und Leben gleich leicht werden und Sie manchmal gedenken

Ihres wahren und warmen Freundes

Castelli.

Mein Gärtchen grüßt Sie.

Von Klaus Groth.

Kiel, den 16. April 1840.

Lieber Freund,

so darf ich Sie nennen; denn wie hätten Sie mich sonst empfangen können, so wie Sie es gethan? Ihr „Lebensabenteuer“ habe ich schon halb durchgelesen; es hat mich sehr gefesselt. Unwillkürlich verglich ich Sie, Jung Stilling und Justinus Kerner. Ueber Ihren Knabenjahren liegt ein Zauber, den vielleicht nur eine Dichternatur ganz nachempfinden kann; ich habe mit Ihnen hinter den lattunenen Bettgardinen gelegen und dem Gespräch der Eltern gelauscht, mit Ihnen hinter dem Stachelbusch unter Mutters Schürze gehockt, in der Odenfer-Au den heiligen Singsang mitgesungen und auf den chinesischen Prinzen, der sich durchgrübe, gehofft. Haben Sie Dank auch für diese geistige Gabe. Mich interessirt aber noch eine ganz andere Seite an Ihrem Buche: es konnte nur entstehen in einem Volke, das wie eine große Familie zusammensteht. Sie haben dem Umstande all Ihre gesellschaftlichen Leiden zuzuschreiben, von denen Sie so lange gelitten, jetzt aber auch eine Innigkeit des Verstandenseins, wie kein deutscher Schriftsteller es je erreichen kann. Weggewünscht hätte ich doch gern ein paar Zeilen auf S. 16. Doch ich wollte vor allen Dingen Ihnen keine Kritik Ihres schönen Buches schreiben, sondern Ihnen noch einmal Dank sagen für den Sonnenblick, den Sie auf eine für mich nicht angenehme Reise geworfen haben. Ich habe meiner Doris Ihren Strauß gegeben; sie wird ihn einmal mit einem frischen einlösen in Kiel „auf der Klink“ (da wohnen wir). Meinen Luidborn mit Paraphrase erlaube ich mir Ihnen zuzusenden, weil diese Ausgabe für Fremde im Plattdeutschen so bequem und doch wenig bekannt ist. Vielleicht interessirt es Sie auch, meine kleine Schrift über meine Muttersprache zu lesen. Ich hätte beide Bücher gern sowohl Raasloff als Fenger in die Hand gespielt; man kann aber doch nicht gleich mit seinen Büchern kommen, wenn man mit seiner Person vielleicht schon Nähe gemacht hat . . . .

Wenn Sie aber, wie ich meine, aus Ihren Augen gelesen zu haben, Vertrauen zu meiner Natur gefaßt haben, dann, lieber Freund, veräumen Sie nicht, gerade jetzt die und da ein Wort über mich fallen zu lassen; ich habe mir fast ganz allein meinen Weg hauen müssen, und Sie selbst wissen, daß das Herz erlahmt und die Arme ermüden, wenn man dabei sein 40stes Jahr erreicht hat.

Leid that es mir, daß ich Sie mit der Uebersetzung einiger Luidbornlieder von Lange belästigt habe, es geschah so ohne Bedacht; allein Sie paden dieselben ja leicht in einen Bogen und schreiben meine Adresse darauf.

Und nun, Gott mit Ihnen auf Ihrer schönen Reise.

Von Herzen Ihr

Klaus Groth.

Brief von Robert Schumann.

Leipzig, 1. Oktober 1842.

Mein verehrter Herr.

Was müssen Sie von mir denken, daß ich Ihnen auf Ihre liebenswürdigen Zeilen, die mich so sehr erfreuten, so lange die Antwort schuldig geblieben bin. Aber — ich wollte nicht mit ganz leeren Händen vor Ihnen erscheinen, obwohl ich recht gut weiß, daß ich Ihnen eigentlich nur etwas zurückgebe, daß ich erst von Ihnen empfangen. Nehmen Sie denn meine Musik zu Ihrem Gedichte freundlich auf. Sie wird Ihnen vielleicht im ersten Augenblicke sonderbar vorkommen. Ging es mir doch selbst erst mit Ihren Gedichten so! Wie ich mich aber mehr hineinlebte, nahm auch meine Musik

einen immer freundlicheren Charakter an. Also, an Ihnen liegt die Schuld allein. Andersen'sche Gedichte muß man anders componiren, als „blühe liebes Weischen“ zc.

Zu „Spielmann“, fürchte ich, findet sich ein Versehen, zu dem die Chamisso'sche, nicht ganz auf Ihre Verse passende Uebersetzung Anlaß gab. Ich habe die Stelle auf S. 16 angezeichnet. Einem dänischen Musiker, vielleicht Herrn Hartmann, würde es ein Leichtes sein die Sache in Ordnung zu bringen. Vielleicht bitten Sie Herrn Hartmann darum, und ich lasse die Correctur noch nachtragen.

Meine Frau hat mir so viel von Ihnen erzählt, und ich habe mir Alles so haarklein berichten lassen, daß ich glaube, ich erkenne Sie, wenn ich Ihnen von ungefähr einmal begegne. Waren Sie mir doch schon aus Ihren Dichtungen bekannt, aus dem Improvisator, aus Ihren Mondscheinsgeschichten und aus Ihrem köstlichen Geiger, den köstlichsten, den ich in der neueren deutschen Literatur gefunden. Habe ich nun auch eine vollständige Uebersetzung Ihrer kleineren Gedichte. Da findet sich gewiß noch manche Perle für den Musiker.

Erhalte Sie der Himmel noch lange Ihren Freunden und Verehrern, und erlauben Sie, daß ich mich diesen beizählen darf.

Ihr ergebenster

Robert Schumann.

Meine Frau empfiehlt sich Ihnen freundlich.

Von demselben.

Leipzig, 25. Juli 1844.

Mein theurer Herr!

Ihre „Glücksblume“ verfolgt mich; es könnte eine schöne Zauberoper werden; ich wollte alle meine Kraft daran setzen. Könnten Sie mir wohl das Sujet in einem kurzen Umriß noch einmal mittheilen, und würden Sie und der dänische Componist erlauben, daß ich mir den Stoff von einem deutschen Dichter bearbeiten lasse? Kann ich nicht eine Antwort von Ihnen noch von Berlin aus haben?

Reisen Sie glücklich und denken Sie meiner und meiner Frau zuweilen.

Ihr der aufrichtig verehrende

Robert Schumann.

Von demselben.

Dresden, 14. April 1845.

Durch Gade sende ich Ihnen diesen Gruß; könnte ich doch selbst mit ihm nach dem Norden; aber die Scholle hält mich noch. In der Zeit, wo wir uns nicht sahen, mein werther Freund, ist es mir schlimm gegangen; ein schreckliches nervöses Leiden wollte nicht von mir weichen, und noch bin ich nicht ganz genesen. Mit dem nahenden Frühling fühle ich indeß etwas Stärkung und hoffe noch mehr von ihm.

Arbeiten konnte und durfte ich fast gar nicht; aber gedacht hab' ich viel, auch an unsere Glücksblume. Sie antworteten mir so freundlich von Berlin aus, versprachen mir die Skizze mitzutheilen — darf ich Sie daran erinnern? ist es vielleicht schon gedruckt erschienen? Nun, wie geht es Ihnen sonst? Haben Sie neue Märchen, neue Gedichte? Winkt Spanien noch aus der Ferne? Können wir hoffen, Sie bald wieder in Deutschland zu begrüßen? Ein Zusammentreffen, wie das an dem Abend, wo Sie bei uns

waren, — Dichter, Sängerin, Spielerin und Componist zusammen — wird es bald wiederkommen? Kennen Sie das „Schifflein“ von Umland:

— wann treffen wir  
am fernem Ort uns wieder?

Jener Abend wird mir unvergeßlich sein.

5 Meiner Frau grüßt Sie vielmals; sie hat mir wieder ein Mädchen gebracht, vor  
5 Wochen, unser drittes nun. Den Sommer bleiben wir im schönen Dresden.

Gade hat eine neue Ouvertüre geschrieben, ein ganz geniales Stück. Die Dänen können stolz sein auf diesen prächtigen Musiker. Auch Helsted ist sehr talentvoll.

Darf ich auf eine Antwort von Ihnen hoffen, auch auf die Glückblume? Schreiben Sie dann hierher nach Dresden! Könnte ich Ihnen sonst etwas thun in Deutschland, so machen Sie mich zu Ihrem Secretair; mit Freuden werd' ich's.

Ihr Sie hochverehrender

Robert Schumann.

Kennen Sie die Gedichte der Frein von Droste-Hülshoff? Sie schienen mir höchst ausgezeichnet.

#### Von König Fredrik VII von Dänemark.\*)

Christiansburg, den 13. Februar 1862.

Mein guter Andersen! Es ist mir ein Vergnügen, Ihnen meinen Dank für die Freude zu übersenden, welche Sie mir durch die Vorlesung Ihrer reizenden Märchen vor einigen Abenden verschafft haben; und ich kann Ihnen nur so viel sagen, daß ich mein Land und seinen König beglückwünsche, einen Dichter wie Sie zu besitzen.

Ihr wohlwollendster

Fredrik Rex.

#### Von Andersen's Mutter.\*\*)

Odense, den 12. December 1822.

Mein lieber, guter Sohn!

Ich danke Dir recht sehr für dein liebes Schreiben vom Sonnabend — ich weiß das Datum nicht — aber es freut mich doch, daß Du Dich des Jahres erinnerst, in dem wir leben, das kann auch ein Halbblinder ohne Brille sehen! Du machst mir in Deinem Schreiben verschiedene Vorwürfe, weil Du mich nicht recht verstehen kannst, und meinst, ich klage über Manches, wo ich es nicht thun dürfte, und hierin kann ich Dir nicht so ganz Unrecht geben; denn die Menschen, welche für mich bisher die Briefe geschrieben haben, konnten mich nicht immer recht verstehen, und daher haben sie nach ihrem eigenen Gutdünken geschrieben, was ich in meiner Einfalt für vernünftig und gut hielt, und also habe ich in meiner Unwissenheit meinem guten Sohne Vorwürfe gemacht, was ich nicht hätte thun dürfen. Nein, mein Sohn, ich habe Dir nichts vorzuwerfen und mein höchster

\*) Gestorben 1863.

\*\*\*) Andersen's Mutter konnte nicht schreiben, sondern diktierte Anderen ihre Briefe, aus denen hervorgeht, daß sie eine sehr verständige Frau war. Die Unterschriften unter ihrer Briefen tragen daher meist den Namen Jørgensen. So hieß ihr zweiter Mann.



und bester Wunsch wird stets der sein: Gott geleite Dich auf dem Wege, den Du betreten hast, und gebe Dir Kraft, Lust, Hoffnung und Muth, um auf demselben auszuhalten. Ich klage nicht meinerwegen, obgleich die Verhältnisse oftmals schwer genug zu ertragen sind; aber habe ich jemals geklagt, so war meine Meinung die, daß ich wegen meiner beschränkten Verhältnissen außer Stande war, meinem Sohne die helfende Mutterhand zu reichen, wie ich es so sehr gewünscht hätte — und siehe, deshalb habe ich Dich so oft mit Klagen geplagt, die Du jetzt Bormwürfe nennst. Doch ich will nicht weiter meine Behauptung vertheidigen, aber daß meine Wünsche stets auf Dein Glück gerichtet waren, davon kannst Du überzeugt sein. — Du bist nun also in der gelehrten Schule; Du lebst gut, und das freut hier Alle, die Dich kennen, das freut Deine Dich herzlich liebende Mutter am meisten. Es bereitet meinem früher bekümmten Herzen Freude und Trost, ja, manche Freudenthräne rinnt heimlich aus dem Mutterauge; denn wie durste ich arme Frau jemals daran denken oder es hoffen, daß unser Allergnädigster Landesvater einen Knaben, der so zu sagen kopfüber in die große Welt hineingestürzt ist, diese große Gnade erweisen würde? Aber ich danke meinem Gott und dem Landesvater für die Gnade, welche Dir bereits zu Theil geworden ist. — Du bist nun also Anfänger; das Du fleißig sein und das Wohlwollen Deiner Vorgesetzten zu verdienen suchen wirst, daran zweifle ich nicht; aber bitten will ich Dich doch: Verirre Dich nicht in dem großen Schwall der Gesehsamkeit, sondern gebrauche die Zeit vorsichtig, denke wohl über jedes Ding für sich nach und galoppire nicht, bevor Du gehen kannst! Das ist mein mütterlicher, wohlgemeinter Rath; und wenn Du etwas Nichtiges gelernt hast, dann ist es Zeit genug, stolz davon zu sprechen, Deiner Literatur Ehre zu machen und den Geschmack der Zeitgenossen zu veredeln. Du wirst es selber fühlen, mein Sohn, wenn nicht gerade jetzt, dann doch einmal in späteren Zeiten. Was Deine Ueberwindung anbelangt hinsichtlich des Fernbleibens von einer Gesellschaft, die Dir so lieb war und wo Du Dich so gut vergnügt haben würdest, da scheint mir dieser sehr kindisch. Man hatte Dich ja er sucht, fortzubleiben, also war es keine Ueberwindung; es war wohl von Deinem Verstande unterstützt, aber befohlen. Deshalb ist es sehr gut, daß junge, unreife Menschen einen Führer erhalten, denn nicht alle Gesellschaften sind dienlich. Freilich thut es Einem weh, aber man darf nicht stets das, was man will; aber Ueberwindung nenne ich es, sich in allen vorkommenden Verhältnissen beherrschen zu können. Ueberwindungen werden Dir oft genug auf Deinem Lebenswege begegnen, mein Sohn, und mögest Du dann fest bleiben, dann werde ich Deine Ueberwindungen anerkennen. — Die Leute hier in der Stadt, welche Dich ein wenig kennen, mein Sohn, haben Dich weder getadelt noch sich über Dein Vorhaben aufgehalten, wie Du meinst. Im Gegentheil hat es sie immer gefreut, wenn sie hörten, daß es Dir wohlging. Aber Du kannst nicht erwarten, daß sie schon jetzt etwas Großes gesagt haben sollen. So etwas kommt erst mit der Zeit, und dann wird es Keiner unterlassen, daran zu erinnern, wenn er Dich irgend wie unterstützt oder für Dein Wohl gewirkt hat. Sieh, dann heißt es sich überwinden, damit man über alle Thoren lachen kann. —

Von Deinen hiesigen großen Gönnern kann ich Dich vorläufig nicht grüßen, da ich keinen von ihnen gesprochen habe. Ebenso wenig hat Herr Rittmeister Schon einen Brief für mich geschrieben, wie Du meinst. Zu diesen großen Herrn möchte ich nicht einmal gern gehen. Sie mögen sonst ganz gute Menschen sein, aber eine arme Frau, wie ich, wird, wie man wohl weiß, meistens mit einem gutmüthigen Lächeln u. s. w. abgefertigt. Guter Christian, lerne erst die Menschen kennen und sei auf Dein kleines Ich nicht zu stolz, denn es ist ja doch noch so wenig bedeutend; aber lerne dankbar und demüthig zu sein, dann wird es Dir in der Welt wohl ergehen. — Ich sehne mich jetzt sehr, Dich wieder zu sehen und mit Dir zu sprechen. Es ist sehr viel, was ich Dir erzählen und mit Dir besprechen möchte, und was ich hier nicht anführen kann. Das Grab Deiner Großmutter pflege ich aufs Sorgfältigste, und Du wirst sehen, daß es recht nett aussieht.

Nun lebe wohl und sei recht glücklich! Wir sehen uns, so Gott will, gemäß Deinem Versprechen zu Ostem, doch hoffe ich vor dieser Zeit noch ein paar Zeilen von Dir zu

erhalten; denn es ist für mich stets eine Freude und ein großer Trost zu erfahren, daß Du gesund bist, wohl und zufrieden lebst. Du wirst vor Allen, welche Dich lieb haben, begrüßt, aber vor Allen und am liebevollsten von Deiner aufrichtigen Mutter

Maria Jürgensen.

Von Henrik Herz.\*)

Kopenhagen, den 5. April 1845.

Lieber Herr Andersen!

Für Ihren hübschen, freundlichen Frühjahrsgruß bitte ich Sie, meinen Dank zu empfangen. Schon eine Zeit lang habe ich, von den Sonnenstrahlen verlockt, an manchem Vormittag von meinem Fenster nach dem Königsgarten hinübergesehen, ob nicht ein wenig frisches Gras emporsprießen würde oder einige Knospen sich auf den Bäumen am Stadet zeigen würden. Aber dort war nichts von alle dem zu gewahren. Erst Ihre Muse hat sich meiner erbarnt und mir die Frühjahrsblume, den Genius der Poesie, wie es scheint, für manche andere Entbehrung, die uns hier im Lande von Jahr zu Jahr reichlicher zu Theil werden, als Ersatz gebracht.

Ihre Märchen habe ich gelesen und mich besonders über die ersten vier gefreut. Das fünfte gehört wohl nicht ganz in eine Märchensammlung hinein.

Diese kleinen Erzählungen, gleichsam ihre ältesten Schwestern, besitzen fast alle eine Eigenschaft, wodurch sie sich vertheilhaft von neuen, deutschen Sammlungen unterscheiden, welche auf die kindliche Phantasie berechnet sind, nämlich eine gute Laune, eine muntere Stimmung, selbst wo wehmüthige Accorde angeschlagen werden, und eine Satire, welche sich während des gemüthlichen Vortrags sehr komisch ausnimmt und sehr unterhaltend ist. Die neueren deutschen Märchen für Kinder sind fast alle sentimental, während die älteren, z. B. die von Grimm herausgegebenen, von kräftigem, launenvollem Charakter und nicht selten satirisch sind. So schaut die Satire aus „der klugen Gretche“ und mehreren anderen besonders hervor. Auch unsere eigenen Volksmärchen von Kobolden, Unterirdischen u. s. w. haben ihren heiteren Charakter, und Ihre Märchen scheinen mir daher sich auf eine hübsche Weise sich an die ganze Reihe anzuschließen.

Ich vermag mit nichts Anderen besser zu enden, als mit dem Wunsche, daß diese gute Laune Sie auch fernert hin auf den Wanderungen in diesen phantastischen Regionen begleiten möge.

Ihr freundlich ergebener

Henrik Herz.

Von demselben.

Kopenhagen Nørrebro, den 10. März 1850.

Ich danke Ihnen, lieber Freund, recht sehr für die Zusendung Ihres *De-Ludie*\*\*), und werde mit Vergnügen Ihren Wunsch erfüllen, Ihnen mitzutheilen, welchen Eindruck derselbe beim Durchlesen auf mich gemacht hat; aber ich beklage es sehr, daß dieses Stück noch nicht aufgeführt worden ist. In einem solchen Schauspiel ist natürlich sehr viel auf die Maschinerie und Theaterwirkung berechnet.

\*) Dem Dichter von „König René's Tochter“, geboren 25. April 1798 in Kopenhagen, gestorben daselbst am 26. Februar 1870. —

\*\*\*) Ein Märchen in 5 Akten, das in Kopenhagen später auf dem Casino-Theater aufgeführt worden ist.

Schon vor einigen Jahren freute ich mich über ein paar Holzschnitte — ich glaube zu einem der von Gerson herausgegebenen Kinderbücher — wo Ole-Lukkie auf eine sehr sinnreiche Weise als eine eigene zu der Mythenreihe unserer Volksagen, wie Kobolde, Zwerge und dergleichen gehörende Person dargestellt war, das war eine ganz neue Idee; ich weiß nicht, wem sie ihren Ursprung verdankt, aber es ist eine wirkliche Acquisition für die Mythologie unserer Volksagen, ebenso willkommen für den Dichter wie für den bildenden Künstler. In Ihrem Märchen haben Sie — und sehr möglich war ich primus motor dazu — die Idee von ihm entwickelt und unter Anderem haben Sie, indem Sie ihn zum Bruder des Todes machten, diesem vortrefflichen kleinen Patron, sowie der Volksglaube und die Kinderwelt sich ihn bisher gedacht haben mag, mehr Inhalt und Tiefe gegeben. Federfen\*) hat in seinen Holzschnittzeichnungen auch gewußt, ihm eine sehr charakteristische Physiognomie zu geben. Daß Sie ihn jetzt endlich zu einer Person in einem Drama gemacht haben, ist ein glücklicher Gedanke, der noch oft benutzt werden mußte.

Die Nothwendigkeit der Anwesenheit Ole-Lukkie's in diesem Stück ist, glaube ich, irgendwo bezweifelt worden; aber es ist dennoch eine sehr lustige und lustige Persönlichkeit, welche hier gedacht werden muß, um das Springende in dem Inhalt zu motiviren. Sollte ich etwas gegen die Personen des Stückes einwenden, so müßte es „der verstorbene Pflastertreter“ sein. Schon diese Benennung und seine weiße Cigarre und der weiße Stock, welche man als gestorben und jetzt wieder als auferstanden denken muß, bezeichnet ihn absolut als eine komische Person, und Niemand glaubt ihm, wenn er ernsthaft und sentimental ist. Ich wenigstens dachte die ganze Zeit hindurch, daß er einen lustigen Streich im Sinne habe.

Nehmen Sie, lieber Freund, süßlieb mit diesen wenigen, in aller Eile niedergeschriebenen Bemerkungen über Ihr Schauspiel, worin sich so viele wahren und tiefen Gefühle befinden, aber in welchem Dies und Jenes im Dialog reiner ausgearbeitet wünschenswerth gewesen wäre.

Ihr freundschaftlich ergebener

Henrik Herz.

Von Mary Livingstone.\*\*)

Uda Cottage, Hamilton, Scotland, den 1. Januar 1869.

Lieber Hans Andersen!

Mir haben Ihre wunderbaren Märchen so sehr gefallen, daß ich gern reisen und Sie sehen möchte, aber da ich dies nicht thun kann, so dachte ich, ich werde an Sie schreiben; wenn Papa aus Afrika heimkommt, werde ich ihn bitten, daß er mich zu Ihnen fährt. Meine beliebten Märchen in einem Buche sind: „Die Galschen des Glücks“, „die Schneekönigin“ und mehrere andere. Mein Papa heißt Dr. Livingstone. Ich übersende meine Karte und Papa's Handschrift. Nun sage ich Ihnen Lebewohl und wünsche ein glückliches Neues Jahr. Ich bin Ihre aufrichtige kleine Freundin

Anna Mary Livingstone.

P. S. Ich bitte Sie, mir bald zu schreiben; meine Adresse ist auf der ersten Seite, und bitte um Ihre Karte.

\*) Dem ersten Illustrator zu H.'s Märchen.

\*\*) Der Tochter des berühmten Afrikareisenden.

Von derselben.

Ulva Cottage, Hamilton, Scotland, den 20. October 1860.

Mein theurer Hans C. Andersen!

Es ist schon sehr lange Zeit her, seitdem ich an Sie geschrieben habe; aber ich schreibe Ihnen jetzt, und das ist sehr viel; nicht wahr. Ich war so entzückt, Ihren Brief zu erhalten, und als ich Ihre Karte bekam, blickte ich auf dieselbe und dachte mir, daß ich die Bekanntschaft eines Herrn gemacht habe, welchem ich sehr gut sein werde. Ich danke Ihnen sehr für die „Uebersetzung“, denn ohne sie hätte ich Ihren Brief nicht verstehen können, und dann wäre ich nicht im Stande gewesen irgend eine Ihrer Fragen zu beantworten. Wir erhielten zweimal Nachrichten über Papa, aber keine einzige war wahr, aber am letzten Freitag kam der Vorsteher unserer Eisenbahn-Station, welcher uns kennt, mit einer Zeitung, welche Nachrichten, gute Nachrichten, enthielt und oh! wir waren so erfreut. Ich kenne Ihr Märchen „Bände und Glände“; es gefiel mir sehr, und ich hoffe, Sie werden noch einige mehr schreiben. Die erste, welche ich überhaupt gelesen habe, war „Maja“ oder „der kleine Luc.“ Thomas und Osweil, meine Brüder, und Agnes, meine Schwester, sind ziemlich wohl. Nur meine Mamma ist todt, und ich habe zwei Tanten, Janet und Agnes Livingstone, bei denen ich mein Heim habe, dies ist ein sehr schönes Heim. Einst hatte ich auch eine Großmutter Livingstone, aber jetzt ist sie auch todt. Wollen Sie mir freundlichst sagen, ob Sie die schwedische Sprache verstehen? Sagen Sie es mir gefälligst in Ihrem nächsten Briefe, wenn es der Fall ist. Mit meiner besten Liebe für Alles in Ihrem Heim, verbleibe ich als Ihre sehr aufrichtige kleine Freundin

Anna Mary Livingstone.

Von derselben.

Ulva Cottage, Hamilton, den 23. November 1872.

Mein theuerster H. Andersen!

Ich wollte Ihnen schon lange schreiben und einen grünen Stein für den, welchen Sie verloren haben schicken; aber ich konnte keine Zeit dazu finden. Zunächst erkrankte mein Bruder Thomas sehr gefährlich an der Lungenentzündung, gerade vor elf Wochen von heute an gerechnet, und heute ist der erste Tag, daß er im Stande war, das Krankenzimmer zu verlassen. Dann hatten wir Herrn Stanley hier. Er kam hierher, um sich einen oder zwei Tage bei dem Provoß von Hamilton, Herrn Dyles, aufzuhalten und hier Vorlesungen zu halten. Er wurde mit dem Ehren-Bürgerrechte der Stadt Hamilton beschenkt. Meine Schwester Agnes und eine meiner Tanten und ich wurden unter lautem Beifall zu ihm auf die Tribüne geführt. Nachmittags kam er zu uns ins Haus und dann begab er sich zu einem Bankett im Stadthause. Am Abend hielt er eine sehr interessante Vorlesung. Am nächsten Tage begleiteten wir ihn, um ihm das Schloß zu zeigen, und dann reiste er ab. Ich war sehr traurig, als er fort war, ich bin ihm so gut.

Als ich in Jona war, gab mir ein Freund unserer Familie aus dem Hochlande einen ganzen Sovereign. Agnes, Thomas, Osweil und ich kauften ein schönes goldenes Brod für Herrn Stanley, und darauf befinden sich seine Anfangsbuchstaben, und inwendig ist Papa auf der einen Seite und auf der andern seine vier Kinder, nach ihrem Papa suchend. Von dem Sovereign gab ich nun zehn Schillings zu dem Armband, und, da ich hörte, daß in Dänemark eine schreckliche Ueberschwemmung gewesen ist, gebe ich mit Freunden die anderen zehn Schillings zur Unterstützung der armen Leute. Sie werden gütigst danach sehen, daß dies in rechte Hände kommt.

Ich lerne jetzt Deutsch, und finde es sehr interessant.

Ich würde mich unendlich freuen, einen Brief von Ihnen zu erhalten, sobald Sie Zeit haben. Jetzt werde ich schließen als Ihre, theurer Hans Andersen, immer aufrichtige junge Freundin

Anna Mary Livingstone.

P. S. Ich liebe Sie so sehr, theurer, theurer Hans Andersen.

Von derselben.

Uxva Cottage, Hamilton, den 24. September 1874.

Mein theurer Hans Andersen!

Ich habe oft an Sie gedacht, seitdem ich Ihnen das letzte Mal schrieb, und wünschte auch wieder zu schreiben, konnte jedoch bisher keine Zeit dazu bekommen. Sie kennen wohl schon aus Zeitungen den großen Kummer, welcher uns in diesem Jahre heimgesucht hat. Ich erwartete Papa, damit er mich mitnähme, um Sie in Dänemark aufzusuchen. Statt aber verschiedene Orte zu besuchen, wie ich es ernstlich zusammen mit Papa beabsichtigte, war ich genöthigt, die traurige Reise nach London zu unternehmen, um ihn in der Westminster-Abtei beisehen zu sehen. Meinen beiden Tanten waren dort und ebenso meine Brüder und meine Schwester. Wir hatten alle Kränze mit uns, weiße Blumen, um sie auf seinen Sarg zu legen. Um 1 Uhr zog die Procession in die Abtei ein, und der Sarg wurde auf einem Sammetkatafalk aufgestellt. Derselbe war mit einem schwarzen sammetnen Leichentuch, welches mit weißem Tuch eingefasst war, bedeckt und der Deckel des Sarges war mit weißen Kränzen und Palmbllättern übersät. Während die Procession sich in Bewegung setzte, spielte die Orgel gar herrlich. Wir sangen Alle den Vers:

„O großer Gott, von dessen Hand  
Dein Volk noch wird genährt  
Der mitten durch des Hells Land  
Hast unsren Vater einst geführt.“

Dann ordnete sich die Procession nach dem Grabe. Dicht hinter dem Sarge ging der Großvater (Dr. Rossat) und meine beiden Brüder Thomas und Osweil. Dann kam meine Schwester und ich, und hinter uns meine Tanten und endlich die Freunde. Als der Sarg in der Gruft, welche ganz in Schwarz decorirt war, beigesetzt wurde, legte meine Schwester Agnes und ich unsere Kränze auf den Sarg und dann thaten meine Tanten dasselbe mit den ihrigen. Eine meiner Tanten aus dem Süden von England legte auf denselben einen Kranz von Veilchen und Primeln nieder, welche in einem Gange des Gartens, wo Papa sehr gern promenirte, gepflückt waren. Wir standen Alle rund um die Gruft, dann ertönte ein herrlicher Chorgefang, benannt: „Sein Leib wurde in Frieden bestattet!“ Darauf las der Dechant die Grab-Liturgie vor und Alles war zu Ende. Die Abtei war gedrängt voll und die Kirchendiener der Abtei sagen, daß sie niemals eine solche Menge Menschen in der Westminster Abtei seit dem Tode des Prinzen-Gemahls gesehen hätten. Dann wurde ein Trauer-Gottesdienst in der Abtei für den nächsten Sonntag angekündigt.

Mein Bild, welches ich Ihnen schickte, ist ganz ebenso aufgenommen, wie ich an Papa's Gruft stand. Es war dies mein erster Besuch in London. Papa's beide farbigen Diener waren während der letzten Woche hier, um uns zu besuchen.

Sie erzählten uns eine Menge interessanter Dinge über Papa, und Einer von ihnen, mit Namen Chumah, machte ein kleines Modell von der Grashütte, in welcher Papa gestorben ist, und zeigte uns, wo Papa's Bett in derselben gestanden hatte. Dies ist sehr interessant für uns.

Es war sehr, sehr traurig für uns, zu hören, daß Sie so krank gewesen sind, aber ich hoffe, daß es Ihnen jetzt schon besser geht. Ich würde mich so sehr freuen, wenn Sie schreiben können, einen Brief von Ihnen zu erhalten. Mein Bruder ist wieder nach Aegypten zurückgekehrt.

Ich gehe nächste Woche in eine Kostschule, welche mich mit einer neuen Erfahrung bereichern wird.

Ich vergaß Ihnen zu sagen, als ich von Papa's Begräbniß sprach, daß unsere vielgeliebte Königin einen wunderschönen weißen Kranz sandte, und sie sowohl, als der Prinz von Wales hatten ihre Wagen zum Gefolge nach der Abtei geschickt.

Ich denke, Ihnen jetzt Alles erzählt zu haben, was ich weiß, und ich verbleibe mit vieler Liebe die

Sie stets aufrichtig liebende

Anna Mary Livingstone.

## Goethe als Erzieher.

Von Ludwig Habicht.

Es ist eine alte Wahrheit, daß der echte Dichter auch immer ein Erzieher und Bildner seines Volks ist. Aber von allen Dichtern besitzt keiner eine solch' seelenbildende und erziehende Kraft als Goethe. Die andern steuern auf ein bestimmtes Ziel, sie wollen erziehen, bei Goethe gewahren wir nie diese Absicht; wir scheinen mit ihm unter Säulengängen zu wandeln, ein blauer Himmel lacht über uns, und wie im leichten Gespräch, senken sich die Blüthenkeime einer höhern Cultur in unsere Seele. Wie im neckischen Spiel bricht er die reifsten Früchte einer tiefern, geläuterten Lebensanschauung und legt sie geräuschlos vor uns hin. Wir finden keinen zweiten Dichter, zu dem wir in allen Lebenslagen — in den glücklichsten wie in den verzweifeltsten Stunden, — so ruhig und vertrauensvoll flüchten können als zu ihm. Er jubelt mit uns, ohne sich uns aufzudrängen, er beschwichtigt unsere Schmerzen ohne lästiges Trosteswort. Und während andere Dichter uns bald eine Idealwelt aufbauen, bald zertrümmern und immer nur Eine Seite unseres Wesens berühren, ziehen Goethe's Dichtungen wie Sonnenstrahlen durch die Menschenseele und wecken ein organisches Leben. Wer sich dem Einflusse Goethe's überläßt, der ist unmerklich ein anderer geworden.

Die erziehende Kraft Goethe's macht sich nach zwei Seiten hin geltend: durch seine Werke und durch das Beispiel seines eigenen Lebens.

Er hat mit der Sicherheit und dem rastlosen Schaffenstrieb eines großen Künstlers sein Leben zu einem vollendeten Kunstwerk gestaltet und damit den Weg gezeigt, wie jeder Mensch sich eine innere Welt aufbauen kann, die unser unvergängliches Glück ausmachen muß, weil sie unsere unermüdbarste Thätigkeit herausfordert. — Mit größerem Rechte als Gleim hätte Goethe von sich sagen können: „Ein harmonischer Gesang war mein Lebenslauf.“ Goethe's Poesie ist wie eine Frühlingslerche, die uns noch im Hinansteigen ihre köstlichsten Lieder zuschmettert. Alles Große, Schöne, Menschenbildende raffte sein Genies im Fluge auf, um es mit seinem eigenen Selbst zu verschmelzen; für ihn gilt nicht die Klage seines Faust:

„Ach uns're Thaten selbst, so gut als uns're Leiden,  
Sie hemmen unsers Lebens Gang.“

Rastlos trieb es ihn weiter; ewig bestrebt, den Strom des Lebens in seiner ganzen Breite zu überschauen, hielt er sein Auge auf alle neuen Erscheinungen in Kunst und Poesie gerichtet, und er suchte in ewiger Jugend seinen Antheil daran zu nehmen. „Es liegt in meiner Natur, das Große und Schöne willig und mit Freuden zu verehren, und diese Anlage an so herrlichen Gegenständen Tag vor Tag, Stunde vor Stunde anzubilden, ist das seligste aller Gefühle“, schreibt er aus Italien. In dem Augenblicke, wo er sich ein Stück Welt zu eigen machte, krystallisirte es sich in seiner harmonie-reichen Seele zu neuen Kunstwerken.

Er lebte seine Dichtungen und dichtete sein Leben . . .

Darum haben wir längst gelernt, Goethe's Leben als Erläuterung zu seinen Werken aufzufassen; es gibt uns die schönsten Aufschlüsse über das geräuschlose stille Walten einer echten Dichterseele. Wir können das leise Keimen des kleinsten Gedichts wie das allmähliche Ausblühen seiner herrlichsten Werke beschaun. In ihrer spiegelhellen Klarheit erscheint, wie sein englischer Biograph über Goethe's idealste Dichtung „*Phygenie*“ sich ausdrückt, die geistige Entwicklung der Charaktere so durchsichtig wie die Arbeit der Bienen in einem Bienenkorbe von Glas, und der stete Klang erhabener Musik, der das Gedicht durchströmt, stimmt den Leser zur Andacht, als sei er in einem Tempel. Es sind nicht allein Goethe's Dichtungen, es ist die Entstehungsart derselben, die uns so seltsam das Herz bewegt. Gottschall sagt deshalb in seiner Vorrede zur „*Deutschen National-Literatur*“ treffend: „Schiller und Goethe waren größer durch die innere Energie des Geistes und Gemüths als durch das, was sie schufen — und über all die nachweisbaren künstlerischen Mängel ihrer Hauptwerke triumphirt die ursprüngliche Bedeutung ihrer dichterischen Persönlichkeit.“

Sieger war beim dreifachen Fackellauf an den Festen des Hephästos in Athen, wer die Fackel brennend an das Ziel brachte. So, mit nie erlöschender Fackel, stehen wir in der Arena des Geistes Goethe stehend. Sich ein hohes Ziel stecken und dasselbe mit wandelloser Treue im Auge behalten, lehrt er uns durch sein Leben, durch seine Werke. Selbst sein Glaube an Unsterblichkeit gründete sich auf seinen Thätigkeitsdrang; wenn er bis ans Ende rastlos strebe, meinte er, müsse auch die Natur verpflichtet sein, ihn eine andere neue Form des Daseins zu geben. Wie sein Prometheus im stolzen, selbstbewußten Schaffen den Göttern Trotz bietet, so schritt er selbst, unbekümmert um das Lächeln oder das Stirnrunzeln des Schicksals, seine Bahn; er suchte und fand im poetischen Schaffen sein Glück. Jeder Schmerz trat als Lied auf seine Lippe, und glücklicher als seine Helden, ging er aus allen Seelenkämpfen siegreich hervor. Wie er in dem Gedicht „*Seefahrt*“ sang, so stand er sein ganzes Leben hindurch mit männlicher Kraft, in geistiger Höhe, an dem Steuer:

Mit dem Schiffe spielen Wind und Wellen,  
Wind und Wellen nicht mit seinem Herzen;  
Herrschend blickt er auf die grimme Tiefe  
Und vertrauet scheinend oder lachend,  
Seinen Göttern!“

„Die poetische Thätigkeit ist doch nun einmal der beste Zustand, den Gott dem Menschen hat geben können“, schrieb er an Schiller. Niemand hat denn auch bereiteter das Glück des Dichters geschildert und zur Anschauung gebracht, als er. Wenn auch nur Wenigen die Gabe der Poesie verliehen, so ist doch Allen durch Goethe der Weg gewiesen, sich aus des Lebens bedrückender Enge durch ernstes Streben, durch „*Luft, Freude und Theilnahme an den Dingen*“ zu befreien. Goethe lehrt uns beständig das „*Leben leben*“, alles mit Bewußtsein in uns aufnehmen und aus jeder Stunde so viel Genuß ziehen, als Sitte und Vernunft gestatten. Besitze was du willst, alle Schätze der Erde, — oder nur ein Herz, aber gestalte es zu deiner Welt! Unser Leben ist ein ewiger Krystallisationsproceß; wir müssen Alles in uns aufnehmen und organisch zu verarbeiten suchen, Erfahrungen, Glück, Freude und Schmerz. — Uner schöpft ist Goethe darin, die Wirkungen darzustellen, die wir auf andere, die andere auf uns ausüben, zu zeigen, daß kein Mensch für sich selbst da ist, daß wir nach außen wirken, indem wir unser Inneres ausfüllen, unser Inneres bereichern, indem wir nach außen uns thätig erweisen.

Wie anders fand sich Goethe mit der Wirklichkeit ab, als die problematischen Naturen von heute, die mit ihrem geringen Ueberfluß an Bildung sich in der Ausübung ihres Berufs stets unbefriedigt fühlen: „Ich habe mein politisches und gesellschaftliches Leben ganz von meinem moralischen und poetischen getrennt, (äußerlich versteht sich,) und so befinde ich mich am besten. Ich finde mein jugendliches Glück wiederhergestellt. Wie ich mir in meinem väterlichen Hause nicht einfallen ließ, die Erscheinungen der Geister und die juristische Praxis zu verbinden, ebenso getrennt lasse ich jetzt den Geheimrath und mein anderes Selbst, ohne das ein Geheimrath sehr gut bestehen kann. Nur im





Goethe's Dichtung dagegen wurzelt tief in der Gegenwart, aus ihr sog er seine tiefsten Schmerzen, sein reichstes Glück. Ihm war die Gegenwart Ewigkeit.

Hast du die Welle gesehn, die über das Ufer einherzuschlug?  
Siehe, die zweite, sie kommt, rollet sich sprühend schon aus!  
Gleich erhebt sich die dritte! Fürwahr, du erwartest vergebens,  
Daß die letzte sich heut' ruhig zu Füßen dir legt."

Ihm waren die unaufhaltsam fortrollenden Wellen das schönste Bild des Lebens, und so gipfelt denn sein „Faust“ in dem Worte:

Das ist der Weisheit letzter Schluß:  
Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,  
Der täglich sie erobern muß."

Wenn nun auch dieser Mahnruf zu rastloser Thätigkeit, zu edler menschlicher Bildung, durch alle Werke Goethe's geht, so ist doch das Evangelium der Humanität nirgends so lebhaft und tief ergreifend geschildert worden als im „Wilhelm Meister.“ Emerson, der, wunderbar genug, in seinen „Representative men“ Goethe als „writer“ aufführt, während er doch nur im vollsten Sinne des Wortes Poet war, faßt die Schönheiten des „Wilhelm Meister“ in folgenden Satz zusammen: „I suppose no book of this century can compare with it in its delicious sweetness, so new, so provoking to the mind, gratifying it with so many and so solid thoughts, just insights into life, and manners, and characters; so many good hints for the conduct of life, so many unexpected glimpses into a higher sphere, and never a trace of rhetoric or dullness.“ Wir beobachteten in diesem Roman den Bildungsgang eines deutschen Träumers, der, soweit als ihm damals das öffentliche Leben Raum gab, sich zu freien Anschauungen und einem thätigen Dasein emporzurängen sucht. Man hat diese zu eindringlich und ausschließlichs gepredigte „Schöngeisterei“ Goethe vielfach zum Vorwurf gemacht, aber jeder Dichter ist zuletzt bedingt durch seine Zeit; auch Goethe konnte seinen „Wilhelm Meister“ nicht den Blick auf politische Fragen und Zustände richten lassen, die in jenen Tagen Niemand berührten. Soweit aber das deutsche Geistesleben im 18. Jahrhundert seine Wellen schlug, finden wir sein treues Spiegelbild im „Wilhelm Meister.“ — Alle spätern gelungenen Romanversuche sind auf „Wilhelm Meister“ zurückzuführen und enthalten Anklänge an ihn; Goethe hat den spätern Romanschriftstellern den Weg gezeigt: alles das in den Kreis ihrer Dichtung zu ziehen, was ihr Jahrhundert ihnen bietet, und da wir jetzt ein politisches Leben haben, müssen sich auch davon einige Strahlen in den Werken der modernen Dichter brechen.

„Was hilft es mir, gutes Eisen zu fabriciren, wenn mein Inneres voller Schlacken ist? und was, ein Landgut in Ordnung zu bringen, wenn ich mit mir selber uneins bin? Daß ich Dir's mit Einem Worte sage, mich selbst, ganz wie ich da bin, auszubilden, das war dunkel von Jugend auf mein Wunsch und meine Absicht“, läßt Goethe seinen Wilhelm Meister an Werner schreiben. Unsere Zeit drängt nach der entgegengekehrten Seite hin. Jeder scheint in seinem Handwerk, seinem Geschäft völlig aufzugehen und hat weder Auge noch Sinn für höhere Interessen und Bestrebungen, und erst am Ende der wilden Jagd nach Erwerb und Besitz die niederschmetternde Erfahrung zu machen, daß es sich kaum verlohnte, für diese Güter ein ganzes Leben eingesetzt zu haben. Wenn die Hand Schätze sammelt, soll auch das Herz nicht leer ausgehen; im letzten Grunde nennen wir nur das unser eigen, was sich an Gedanken und Empfindungen in unsere Seele sentte . . . Die idealen Güter des Lebens üben deshalb auf den Menschen einen solch' verjüngenden Hauber aus, weil sie unbergänglich sind . . . Julie erklärt in den „Wanderjahren“ die lakonische Inschrift des Otkels: „Besitz und Gemeingut“, mit den Worten: „Jeder suche den Besitz, der ihm von der Natur, von dem Schicksal gegönnt war, zu würdigen, zu erhalten, zu steigern, er greife mit allen seinen Fertigkeiten so weit umher, als er zu reichen fähig ist, immer aber bedenke er dabei, wie er andere kann theilnehmen lassen. Denn nur insofern werden die Vermögenden geschützt, als Andere durch sie genießen.“

Es bleibt stets der schönste Egoismus, Andern wohlzutun. Goethe beschäftigt sich

bereits in seinen „Wanderyahren“ mit jenen socialen Fragen und Problemen, deren endliche Lösung unsere Zeit noch dringender fordert. Er fand die Lösung darin, daß jeder einzelne sich entwickle, bilde und vorwärts wage, während wir nach Mitteln und Wegen suchen, daß der Gesamtheit die Errungenschaften des Geistes zu gute kommen und für alle Raum sei zum Gebrauch ihrer Kräfte und zum Genuß des Glücks. „Mache ein Organ aus dir“, heißt es bei Goethe, „und erwarte, was für eine Stelle dir die Menschheit im allgemeinen Leben wohlwollend zugestehen werde. Wer es nicht glauben will, der gehe seinen Weg, auch der gelingt zuweilen; ich aber sage: von unten herauf dienen ist überall nöthig. Sich auf ein Handwerk zu beschränken, ist das Beste. Für den geringsten Kopf wird es immer ein Handwerk, für den bessern eine Kunst geben, und der beste, wenn er Eins thut, thut er Alles, oder, um weniger paradox zu sein, in dem Einen, was er recht thut, sieht er das Gleichniß von Allem, was recht gethan wird.“ Die schöpferische, in sich befriedigte Thätigkeit gilt ihm Alles.“ — In den „Bekanntnissen einer schönen Seele“ sagt der Oheim zur Nichte: „Des Menschen größtes Verdienst bleibt wohl, wenn er die Umstände so viel als möglich bestimmt und sich so wenig als möglich von ihnen bestimmen läßt. Das ganze Weltwesen liegt vor uns wie ein großer Steinbruch vor dem Baumeister, der nur dann den Namen verdient, wenn er aus diesen zufälligen Naturmassen ein in seinem Geiste entsprungenes Urbild mit der größten Oekonomie, Zweckmäßigkeit und Festigkeit zusammenstellt. Was außer uns, ist nur Element, ja ich darf wohl sagen: auch alles an uns; aber tief in uns liegt diese schöpferische Kraft, die das zu erschaffen vermag, was sein soll, und uns nicht ruhen und rasten läßt, bis wir es außer uns oder an uns, auf eine oder die andere Weise, dargestellt haben.“ Und Goethe lehrte nicht nur, er bekräftigte seine Worte durch sein Beispiel und seine That. Schon Keßner konnte von dem Jüngling schreiben: „Er geht nicht in die Kirche, auch nicht zum Abendmahl, betet auch selten.“ „Denn“, sagt er, „ich bin dazu nicht genug Lügner.“ Vor der christlichen Religion hat er Hochachtung, nicht aber in der Gestalt, wie sie unsere Theologen vorstellen. Er glaubt an ein künftiges Leben, einen bessern Zustand. Er strebt nach Wahrheit, hält jedoch mehr vom Gefühl derselben als von ihrer Demonstration.“ Goethe's Glaube war die That, seine Religion die Arbeit. Ihm erschien das Festhalten und die Versenkung in eine einzige Richtung, selbst wenn sie auf das Höchste, Göttlichste ihr Augenmerk lenkt, krankhaft und gefährlich. In der Natur ist kein Stillstand, noch weniger in Gott — wie könnte die Religion, das Leben in Gott nichts als ein beständiges Selbstbesehauen sein? Keim, Blüthe, Frucht, das ist der belebende Gedanke, der alles Geschaffene durchdringt und zum Leben begeistert. Das Leben entwickelt sich spiralförmig, wir bewegen uns im Kreise, nur daß die Bewegung, wenn wir ernstlich das Gute wollen, allmählig höher geht. Wie auch das Schicksal fallen mag, es findet uns in gleichmäßiger Ruhe, der Gewißheit voll, daß alles Erlebte und Erlebte nur Entwicklungsphasen seien.

Philipp Werz hat die zerstreuten Gedanken Goethe's über Menschenerziehung und Menschenbildung in einem Werke: „Goethe als Erzieher. Lichtstrahlen aus seinen Werken. Ein Handbuch für Haus und Familie von Philipp Werz“ (Leipzig, F. A. Brockhaus) sorgfältig gesammelt, doch den seelenbildenden Einfluß, das eigentlich erziehende Element finden wir immer nur in Goethe's Werken selbst. Zu ihnen muß jeder zurückkehren, der sich in dem Getümmel dieser Welt selbstbewußt ein harmonisches Dasein gestalten will.

Das interesselose Wohlgefallen an allem Schönen, Großen, Herrlichen, der rastlose Bildungs-, Gestaltungsdrang, das ist, was Goethe's Leben und Dichten einen solchen Hauber verleiht und in unsere Seele die Funken einer idealen Weltanschauung wirft. Und so steht er vor uns, ein zweiter Phaeton, der aber mit sicherer Hand die Sonnenrosse lenkt und, während die Räder seines Sonnenwagens sich rastlos umwirbeln, sein hohes Ziel niemals aus den Augen verliert. Mag auch Goethe geklagt haben, daß er nur wenige Tage reinen Genusses gehabt, für uns erscheint er doch wie einer jener Unsterblichen, die in ungetrübter Feiterkeit ein ewiges Glück genießen und von dessen lächelnden Lippen der ewige Mahnruf tönt: „Gedenke zu leben!“

## Im Spiegel der Zukunft.

Ein Nachtstück.

Von Julius Duboc.

„Kurz, es bleibt dabei“, schloß der Hauptredner an unserem Stammtisch seine Auseinandersetzung, „das Recht sich aus dem Leben zu entfernen, das Recht zur Selbstentleibung mit einem Wort, ist ein Naturrecht des Menschen so gut wie jedes andere. Dies Recht verpönen, ihm die Wege verlegen, die versuchte Ausführung desselben hindern und bestrafen, ist genau so absurd und anmaßend von Seiten der Gesellschaft, wie die Unterdrückung irgend eines anderen Naturrechts. Ich erblicke darin lediglich den charakteristischen Ausdruck einer niederen Kultur. Für mich hat es geradezu etwas Frevelhaftes an sich, wenn ich mir die privilegierten Wächter der Gerechtigkeit vorstelle, wie sie ein armes Menschenwesen, das eben den schweren Kampf ums Dasein ausgekämpft hat und im Begriff steht, die letzten Bande, die es an dies verwünschte und doch so geliebte Erdenleben knüpfen, zu lösen, wie sie dies arme Wesen dem nassen Fluthentod entreißen, es fein säuberlich in des Lebens betäubenden Wirrfaal zurückführen und dann ihrer Wege gehen, es dem geretteten Opfer überlassend, wenn es aus seiner dumpfen Betäubung erwacht, sich abermals eine unbemerkte Stelle aufzusuchen, wo es um Gotteswillen gestattet ist, eine Gesellschaft zu verlassen, die ihm nichts mehr leistet und von der es nichts mehr beansprucht. Haben wir nicht Beispiele, daß solche ins Leben zurückgalvanisirte Halbtoote zwei-, dreimal den immer unterbrochenen Versuch wiederholen, die Folterqual der aufgezwungenen Daseinsnoth zu beendigen, bis es ihnen endlich gelingt, ihren Schergen zu entrinnen? Das sanctionirt die Gesellschaft. Wer ermüdet denn die Qualen dieser wiederholten Versuche, und woher leitet denn irgend eine Gemeinschaft von Menschen das Recht ab, dieselben einem der Ihrigen aufzuerlegen? Bedenkt doch nur,“ jagte der Sprecher, Einwendungen zudorkommend, die er auf den Gesichtern seiner Umgebung las, „daß die sittliche Verpönung des Selbstmords vom christlichen Standpunkt aus eben nur in diesem Standpunkt ihre Begründung und sittliche Rechtfertigung findet. Es hatte unzweifelhaft einen guten Sinn vordem, wenn der altgläubige Christ, der sich als Thon, den die Hand des Schöpfers geformt, dem er den Odem eingeblasen, fühlte und wußte, vor dem Frevel zurückschrakte, an dem Lebensbestand zu rütteln, das nicht sein, sondern des Herrn Werk und Eigenthum war, es hatte diese Scheu einen guten Sinn im Zusammenhang mit einer Auffassung des Diesseits als Durchgangs- und Vorbereitungsstufe zum Jenseits, wo dem, der getreu geblieben war bis an den Tod, die Krone des Lebens gereicht werden sollte, und es hatte also auch einen guten Sinn, wenn der christliche Staat, solchem Lebensinhalt die Kraft und Weihe gesetlicher Bestimmung verleihend, den Selbstmord auf alle Weise verpönte, den Selbstmörder brandmarkte. Aber ist das Gerüst dieser gesetlichen Bestimmungen aufrecht zu erhalten auf den schwindenden Grundlagen des christlichen Lebens in unseren Tagen? Ist die gläubige Ge-

müthsverfassung irgendwo noch vorhanden, welche jenes Anathem als natürlichen Ausfluß aus sich selbst heraus erzeugte und es dadurch functionirte? Was uns heute aus jenen überlebten Bestimmungen angrinst, ist etwas ganz Anderes. Es ist der Staatsdespotismus, dem der Staat, mag er auch nebenbei noch etwas Anderes bedeuten, vor allen Dingen und in erster Linie als Zuchthaus, als Strafarbeitshaus, mindestens für alle die, die dem Arbeitszwang nun einmal von Rechtswegen unterliegen, erscheint. Dem entspricht es denn auch, wenn jeder, der sich davon machen will, sofort wieder eingeholt, als Sträfling behandelt und hinter den vergitterten Fenstern des Zuchthauses abermals auf den Platz am Wehstuhl niedergebrückt wird. Aber entspricht dies unseren Begriffen von persönlicher Freiheit und Würde und von den Grenzen der Staatsmacht?"

Es war spät geworden, und unter Reden und Gegenreden erfolgte der Aufbruch. Ein Amerikaner, welcher der Gesellschaft als Gast beigemohnt hatte, drückte seine lebhafteste Zustimmung zu dem Gesagten aus, Andere behielten sich ihre Einwendungen für den nächsten Abend vor. Auch mich beschäftigte das Thema anhaltend und verfolgte mich schließlich bis in den Traum hinein. Der Amerikaner saß wieder vor mir.

„Ich kann es Ihnen ja sagen,“ sagte er, „da wir allein sind und da Sie vorurtheilsfreier wie die Uebrigen denken, daß alles das, was jener letzte Sprecher theoretisch zu entwickeln versuchte, und viel mehr noch bei uns bereits Geltung besitzt und zu jener radikalen Konsequenz ausgebildet ist, für welche eben nur Amerika, das vorgeschrittenste und freieste Land der Erde, den Boden bietet. Das Princip ist so einfach und einleuchtend in seiner logischen Entfaltung, daß gar kein Zweifel daran sein kann: es wird allmählig allen Widerstand zu Boden schlagen, den ihm augenblicklich noch die Denkfaulheit, der fromme Köhlerglaube vergangener Zeiten und eine abgesehmackte Sentimentalität entgegensetzen. Was kann schlagender und unwiderleglicher sein, als daß das von der Gesetzgebung längst als richtig anerkannte Princip, die Verschließung zu erleichtern, die derselben entgegenstehenden Hindernisse und Erschwerungen möglichst zu beseitigen, trotz seiner Richtigkeit doch nur eine Einseitigkeit darstellt, die monströs wird, so lange ihr der logische Abschluß fehlt. Der Sinn jener Maßregeln, jener gesetzgeberischen Bestimmungen ist ja nur der: die Produktivität zu stärken, den Eintritt ins Leben zu erleichtern. Er hat zur nothwendigen Ergänzung das andere Princip: den Austritt aus dem Leben zu erleichtern. Eins ohne das Andere wollen ist ungefähr als ob ein Arzt seinem Patienten kräftigste Ernährung, reichliche Zufuhr anempfehlen wollte, sich aber um die Verarbeitung der erworbenen Stoffe, um die Bedingungen der Ausfuhr nicht weiter kümmerte. In Europa begreift man das nicht, das Denkvermögen ist bei Ihnen durch metaphysischen Klügel ruiniert worden. Ich glaube, es ist sogar Ihr größter Denker selbst, Schopenhauer, der das zugibt, und der in Bezug auf Hegel, den er einen geistlosen, unwissenden Unsinn schmierenden Philosophaster nennt, behauptet, daß er die Köpfe durch heispiellos hohlen Wortkram von Grund aus und für immer desorganisirt habe. Daher die Unfähigkeit einfache Wahrheiten zu erfassen, obwohl ich zugebe, daß es damit wohl auch wieder besser werden mag. Was ich vorhin mit angehört, zeigt mir, daß noch nicht alle Hoffnung aufzugeben ist. Bei uns aber begegnet sich die Fähigkeit des unverkrüppelten Denkens mit der entschlossenen That, mit dem praktischen Griff des Geschäftsmanns und Sie werden staunen, wenn ich Ihnen zeige, in welcher eben so grobhartigen wie einfachen Weise in dem Staat, welchem ich angehöre — er nannte den Namen irgend eines Staates, den ich aber wieder vergessen habe — jenem von uns besprochenen Princip Rechnung getragen worden ist. Der Bruch mit der alten Tradition ist ein vollständiger geworden und hat zu Einrichtungen geführt, welche dem freien Belieben des Individuums, seine bisher bestandene Verbindung mit der Gemeinschaft der Lebendigen zu lösen, in der zweckentsprechendsten und gewissermaßen verbindlichsten Weise zu Hülfe kommt. Wir gehen davon aus, daß in der größten Anzahl der Fälle des selbstwilligen Uebertritts in das Jenseits dies durch Gift, durch Erhängen oder durch Verbluten bewerkstelligt wird. Benigntens ist dies bei uns in Amerika so, während bei Ihnen vielleicht der Gebrauch der Feuerwaffe auch da, wo das Individuum in Kriegszustand mit sich selbst geräth, bevorzugt wird. Die Verwaltung hat geglaubt, sich dieser

Volksfittc anschließen zu sollen und demnach vor allen Dingen dafür Sorge getragen, daß der Lebensunlustige für jeden dieser drei Fälle die angenehmste und sicherste Vorkehrung zu ungehinderter Benutzung vorfindet.

Wer sich zu erhängen wünscht, hat nicht mehr nöthig, sich einem unsicheren Nagel in seinem Hause oder einem zerbrechlichen Baumzweig anzuvertrauen und eine ungeschickt vollführte Manipulation, jedes erleichternden Bestandes entbehrend, an sich selbst zu vollstrecken, er findet an einem seitab belegenen, angenehm umhüllten Platz in nächster Nähe der Stadt alles Erforderliche: die beste und bewährteste technische Einrichtung, höfliche und erfahrene Beihülfe eines angestellten sachverständigen Wärters, discret und sichere Erledigung seiner letzten Wünsche, kurz in jeder Beziehung ein so soziales und anständiges Entgegenkommen, wie ein Gentleman in so ernstlichen Lebensumständen es sich nur wünschen kann. Auch für die Kombination mit narкотischen Betäubungsmitteln zur Erleichterung des letzten Aktes ist Vorseege getroffen. Und alles das gegen eine sehr geringfügige Gratifikation. Den ganz mittellosen ist zu bestimmten Stunden die unentgeltliche Benutzung gestattet. Im Allgemeinen wird das Erhängen mehr von den unteren und mittleren Ständen bevorzugt, während die Benutzung des Giftes mehr den Lebensgewohnheiten der exklusiveren Gesellschaftsklassen entspricht. Zwischen beiden steht die an antike Vorbilder sich ansehende Methode des Verblutens mittelst Eröffnen der Adern; für die Liebhaber dieser Art aus dem Leben zu scheiden, die sich meistens mehr unter den ruhigeren, philosophischen Naturen finden, ist durch warme Bäder gefordert, welche in einem besonderen Flügel jener öffentlichen Anstalt auf Verlangen verabreicht werden. Denn es ist bekannt, daß das warme Bad die Proceedur des Verblutens wesentlich unterstützt und erleichtert, und daß man auf diese Weise zwar in einem langsamen Tempo, weshalb auch alle lebhaften Naturen anderen, rascher wirkenden Mitteln den Vorzug geben, aber sicher und verhältnismäßig schmerzlos die Verbindung mit dem Leben lösen kann. Doch das beliebteste und entschieden nobelste Mittel bleibt das Gift. Man hat sich hier ein für allemal für Cyan-Kali entschieden, welches alle anderen an rascher und unfehlbarer Wirksamkeit übertrifft.

Den Lebensgewohnheiten derjenigen bevorzugten Gesellschaftsklassen entsprechend, welche dies Mittel hauptsächlich zu benutzen pflegen, hat man eine kleine elegante Restauration eingerichtet, die nur in den Abend- und Nachtstunden geöffnet ist. Von außen ist dieselbe kenntlich an einer sehr geschmackvoll ausgeführten Laterne, die genau die Form eines Todtentopfes hat. Im Innern unterscheidet sie sich nicht von anderen Restaurations-Lokalitäten, die für die beste Gesellschaft bestimmt sind. Man findet ein mit allen Delicateffen garnirtes Buffet, reichhaltige Wein- und Speisekarte, feine Bedienung. Servirt wird nur in cabinets à part. Hier erst ist alle spießbürgerliche Befangenheit geschwunden, alles erkältende Todesceremoniell beseitigt. Hier versammelt der ruinierte Speculant, der gewesene Millionär, der überfättigte Lebemann, der des Genußes Feuerwein in vollen Jügen getrunken und dem es nicht anstehet, nun auch noch die Hefen leeren zu sollen, kurz wer immer es sei, der mit dem letzten Rest der Kraft und des Vermögens dies ephemere Dasein lieber en pleine carrière verläßt, als daß er sich aus ihm herauschleicht, den Kreis seiner intimsten Freunde und Anhänger, es wird geschmaust und getrunken, die Champagnerpfropfen knallen gegen die Decke wie bei dem heitersten Souper, es herrscht die animirteste Stimmung. Ja, ich kann sagen, selten erhebt sich bei anderen Gelegenheiten, etwa bei Hochzeits- oder Geburtstagsfeierlichkeiten, die Stimmung zu solcher übermüthigen Ausgelassenheit wie bei diesen Pentersmahlzeiten, wenn man sie so nennen darf. Selten fand ich — ich hatte Gelegenheit bei mehreren Anlässen das zu beobachten, da mehrere meiner Freunde in der Lage waren, auf diese Weise von uns Abschied zu nehmen — den Witz so schneidig, den Humor so sprühend, die Lustigkeit, die sich Aller bemächtigte, so jauchzend. Schließlich erhebt sich der Gastgeber, er, dessen Todesstunde wir Alle diese hinreißend heitere Vereinerung verdanken, er verabschiedet sich without ceremony, mit einer stummen Verbeugung von der Tafelrunde, tritt hinter einen Vorhang, wo er den Abschieds-Liqueur, das vom Kellner mittlerweile bereits servirte Cyan-Kali vorfindet und im nächsten Augenblick ist die Sache

erledigt, der große Cancan des Lebens hat für ihn ausgespielt. Hiernächst erfolgt natürlich der Ausbruch der Tischgesellschaft. Was mit der Leiche weiter zu besorgen ist, fällt der Verwaltung des Lokals anheim, jeder etwa mögliche widerwärtige Eindruck ist von vornherein beseitigt und den Theilnehmern unmöglich gemacht und mit gestärkten

„... sagen, daß der unerkennbar große national-ökonomische Vortheil, der in diesen bei uns getroffenen Einrichtungen liegt, das richtige Staatsprincip, das in ihnen sich Geltung und Anerkennung verschafft hat, mich immer, wenn ich darüber nachdenke, mit Begeisterung erfüllt. Denken Sie, welcher Vortheil für die produktive Kraft des Gemeinwesens allein dadurch entsteht, daß alles Lebensunlustige, Lebensuntüchtige viel rascher, wie es sonst geschieht, ausscheidet. Von einer Menge sonst unvermeidlicher, durch diesen beschwerlichen Ballast lebensunlustiger Elemente herbeigeführten Hemmungen wird der staatliche Organismus befreit, ein Athemzug von ganz anderer Frische und Kraft belebt ihn. Jeder denkt nur an das Leben, sorgt nur für das Leben.“

Die Spannkraft der gesunden Elemente wird auf das Aeußerste erhöht. Nirgends ist der Wettkampf der mit einander um die höchsten Preise ringenden Kräfte ein so eifervoller, nirgends ist die Unernehmungslust so geschärft, nirgends sind die Resultate so in die Augen fallend großartige, wie bei uns. In keinem anderen Staat, ich darf das ohne Klüßeln sagen, findet man so viele Charaktere von jener unbezähmbaren Energie, die sich das Höchste zutraut, weil die Kraft sie dazu treibt und die das Höchste auch erreicht, eben weil sie sich es zutraut. Es ist das Kräfteprincip, welches bei uns seine verklärende Apotheose erlebt, welches in diesen Einrichtungen seine consequenteste Durchbildung gefunden hat. Und ist dies Princip nicht ein eminent religiöses? Ist der tiefere Sinn jenes biblischen Spruchs: „Im Anfang war das Wort u. s. w.“ nicht längst erkannt als: Im Anfang war die Kraft? Aber wem sage ich das? Ihnen, der Sie alles das eben so gut wissen und begriffen haben als wie ich. Ergänzen muß ich nur noch hinzufügen, daß der Staat natürlich weit davon entfernt ist durch jene Einrichtungen den, der aus dem Leben zu scheiden wünscht, irgendwie gewissermaßen dirigiren zu wollen. Wir bieten nur eben da die Hand, wo sich am ehesten eine Handreichung anbringen läßt, haben aber im Uebrigen zu viel Achtung vor der Freiheit des Individuums, der zu dienen das ganze Verfahren ja nur bemüht ist, um in seine Verfügung über sich irgendwie einzugreifen. Es wird immer Leute geben, die statt sich unseiner bequemen Einrichtungen zu bedienen, es vorziehen, ins Wasser zu gehen. Der Staat hindert sie nicht, kann ihnen dabei aber auch nicht wesentlich förderlich sein, er hat sich daher darauf beschränkt, gewisse sehr tiefe Stellen durch besondere Wertzeichen kenntlich hervorzuheben, um das lästige Suchen nach geeigneten Plätzen, wobei häufig Fehlgriffe vorkommen, zu beseitigen. Ebenso wird es wahrscheinlich immer Personen geben, die den modernen Tod auf dem Schienenstrang allen anderen Todesarten vorziehen, was mir, beiläufig bemerkt, als ein völliges Räthsel erscheint. Der Staat kann auch hier keine Erleichterung verschaffen, er muß sich darauf beschränken, durch eine General-Verfügung den Eisenbahnen einzuschärfen, daß sie nicht das Recht haben, durch ein plötzliches Anhalten des Zugs denjenigen, der in der unzweifelhaften Absicht, sein Leben zu beendigen, sich demselben entgegenwirft, um die Realisirung dieser Absicht zu betrügen, sondern daß auch in diesem Fall der einzig entscheidende Gesichtspunkt die Achtung vor der freien Entscheidung des Individuums ist. Und nun sagen Sie mir: finden Sie hier noch irgendwo eine Lücke, ist die consequente Durchführung des einen Grundgedankens, auf dem Alles ruht, nicht wahrhaft bewundernswürth, vollzieht sich auf diesem Wege nicht geräuschlos eine innere Umwälzung, deren revolutionäre Bedeutung unzweifelhaft ist, wenn sie auch erst nach und nach ans Licht treten wird? Wir brauchen eine Regenerationscur der Menschheit, dies ist der erste und entscheidende Anfang zu ihr, wie es gleichzeitig den ersten und entscheidenden Sieg eines gesunden Realismus im Sinn der modernen Auffassung über den unklaren und schwächlichen Idealismus einer abgethanen Periode bezeichneth.“

Schon lange, ehe mein breitetes vis-à-vis geendet, hatte ich im Stillen Anläufe zu einer Discussion über das von ihm vertretene sogenannte Princip genommen, je weiter

er in seiner Entwicklung vorrückte, desto frucht- und zweckloser war mir dieselbe erschienen, jetzt, wo er seine Auseinandersetzung geschlossen, kam mir jede theoretische Verhandlung ganz unmöglich und unthunlich vor.

„Wir sind, mein Herr,“ sagte ich, „toto coelo, durch eine ganze Himmelsweite in unseren Anschauungen von einander getrennt, und so wenig sich von Europa nach Amerika eine Brücke schlagen läßt, so wenig könnte ich von Ihnen zu mir eine Verbindung herstellen. Selbst zum Kampf ist doch immer eine Begegnung nothwendig, aber selbst nur so weit als es dazu erforderlich wäre, kann ich mich nicht mit Ihnen begegnen. Erlauben Sie daher, daß ich auf jede Bekämpfung Ihrer Ansichten verzichte und nur, in offener Erwidrerung Ihrer Offenherzigkeit, das Eine ausspreche, daß der bei Ihnen bestehende Zustand in meinen Augen den Gipfelpunkt frevelhafter Verblendung darstellt, daß er mich in eine wahrhaft abgrundtiefe Verwirrenheit und Erschütterung des sittlichen Grundgefühls blicken läßt. Es hat sich bei Ihnen ein Abfall vollzogen, den ich geradezu entsehllich finde, um so entsehllicher als er in seiner, an sich betrachtet, logisch richtigen Consequenz uns schnurstracks in eine bodenlose Tiefe reißt, aus der ich gar kein Entrinnen mehr für möglich halte. Sie haben Recht, daß Sie von einer innern Umwälzung von revolutionärer Bedeutung sprechen, die in der folgerichten Durchführung eines solchen Princips gelegen wäre, aber es wäre eine Umwälzung, die jeden edlen Instinkt der helfenden Liebe in der menschlichen Natur auslöschen müßte, um Allem, was schimpflich und schändlich wäre, die Bahn zu bereiten.“ —

„Schimpflich und schändlich! Traue ich meinen Ohren?“ rief der Amerikaner, der von seinem Sitz aufgesprungen war, „es ist also wahr, daß es in der alten Welt keine wahrhaft große Intelligenz gibt und daß alle sogenannten Freidenker doch im Grunde ihres Herzens nur Spießbürger sind. Sie wagen nicht das Princip als unrichtig anzugreifen, Sie anerkennen die folgerichtige Durchbildung, aber Sie fallen gleichwohl von ihm ab, weil Sie vor der That erschrecken, welche das Princip erzeugen muß. Die Muthlosigkeit ist der einzige wahre Sinn Ihres Protestes. Aber glauben Sie doch ja nicht, daß ein solcher Protest mehr Bedeutung und Widerstandskraft hat als etwa ein Stück Löschpapier, das einer dahersaufenden Kugel den Weg versperren wollte. Von Amerika geht die Bewegung des freien Geistes aus, sie wird Europa regeneriren, so weit dasselbe überhaupt noch zu regeneriren ist und demselben neuen jungen Wein zuführen, wenn auch die alten Schläuche, an denen ohnehin nichts gelegen ist, darüber bersten sollten.“

„Wie wird das geschehen,“ rief ich aus, der ich nun ebenfalls voller Zorn aufgesprungen war. Ich wollte zur Bekräftigung dessen, was ich zu sagen im Begriff stand, auf den Tisch schlagen, stieß aber dabei heftig gegen die neben meinem Bett befindliche Waschttoilette und erwachte . . .

Das Traumbild war verschwunden. Es war mitten in der Nacht. Draußen hörte man den Pfiff des Nachtwärders.

„Gott sei Dank, daß ich noch ein Spießbürger bin und noch in dem spießbürgerlichen Europa stecke,“ war mein erster Gedanke. Beinahe hätte ich gewünscht, der Nachtwärter möchte statt zu pfeifen, wieder die Schnarre drehen, wie es in meiner Jugendzeit üblich war und alle umwälzende Gedankenarbeit, die wir seit den letzten dreißig Jahren erlebt, möchte wieder rückgängig zu machen sein. Denn das war ja nicht zu leugnen: Anknüpfungspunkte an das, was mir der Amerikaner da vorphantastirt hatte, lagen in der Zeit, und wie groß und abenteuerlich der Traum mir auch gewisse Möglichkeiten angemalt hatte, die Farben zu solchem Gemälde trugen den Stempel der Gegenwart, wenigstens in einzelnen dunkleren Schattirungen. Es war ein Zerzbild, aber der Gesichtsausdruck, der mich so verzerrt angeschaut hatte, war kein absolut fremdartiger, sondern treug verwandte Züge. Selbst das, was der erste Sprecher, dem ich meinerseits kaum hätte widersprechen mögen, zu begründen versucht hatte, ließ eine Auslegung in dem Sinn des Amerikaners zu, wie wenig jener auch an eine solche Auslegung gedacht hatte. Wird die geistlich-religiöse Grundlage einer Anschauung, die sich jedes eigenmächtigen Eingriffs enthalten zu müssen glaubt, weil ihr der Spruch eine Wahrheit bedeutet:



„unser Leben steht in Gottes Hand“, für hinfällig erklärt und ebenso die auf solchem Gesichtspunkt aufebaute Pflichtenlehre, verwehmt man als Staatsdespotismus, wenn der Staat mit seinen Mitteln und in seiner Art und Weise der alten Anschauung zu Hülfe kommt, so ist — principiell betrachtet — nur noch ein Schritt bis zu dem extremsten Gegentheil des bisher zu Recht bestandenen und sanctionirten Verfahrens. Was diesem Schritt innerlich den Weg verlegen und ihm auf immer den Zugang versperrten muß, ist im Grunde nur Eins: daß uns ein Gefühl gesteigerter Achtung, ehrfürchtigen Ergriffenseins vor dem Leben, vor der Lebenserscheinung an sich erfülle.

Das Leben war auf dem echt christlichen Standpunkt eine schwere Prüfung, eine Last, eine Bürde, wenn auch eine geheiligte, eine Bürde, die man nicht abwerfen durfte, weil sie von dem Herrn auferlegt war. Wie das diesseitige Leben auf dieser untersten Stufe der Schätzung erblüht wurde, so auch der Träger des Lebens, der Körper, der leibliche Mensch überhaupt, den Luther häufig mit den ehrerührißten Titeln, wie „stinkender Madenack“ u. A. m., belegte. Von diesem Fluch des Variathums erlöst, nehmen beide doch in der Auffassung, die gegenwärtig meistens gäng und gäbe ist, kaum noch eine höhere Stufe ein, als die einer nützlichen und daher, im günstigsten Fall, mit einer gewissen Sorgfalt zu behandelnden Maschinerie. Dem banaussischen Materialismus unserer Tage entspricht eben diese Auffassung am meisten und seit der Glanz des Ewigen, den das Christenthum in strahlenden Lichtstrahlen um sich breitete, aus all diesen Beziehungen gewichen ist, hat sie vollends das Oberwasser erhalten. Aber das Leben und der Lebensträger sollten uns noch etwas Anderes und mehr bedeuten als dies: nämlich Erscheinung der geheimnißvollen, in wunderbaren Pulschlägen das Weltall durchflutenden Kraft, Offenbarung und Tempel derselben und erst wenn wir mit dieser Empfindung im Leben stehen, wenn wir aus ihr eine maßgebende und zielbestimmende Richtung für unsere ganze Lebensauffassung und Lebensführung entnehmen im Sinne des Spruchs: „Reich deine Schuhe aus, hier ist heiliges Land“, wird man sagen können, daß die Selbstzersehung des Christenthums wenigstens in diesem einen Punkt ein Ergebnis geliefert hat, das nicht mehr Verweigerung athmet, sondern neues Leben. Sehr langsam wird sich eine solche Auffassung im Leben der Menschheit durchsetzen und allmählig an sittlicher Kraft gewinnen. Ihr steht alles entgegen, was Rohheit, Egoismus und Geistessträgheit an Hindernissen aufstürzen können. Auf theoretischem Gebiet aber hat sie keinen schlimmeren Feind als den Pessimismus, wobei ich weniger den Pessimismus in der Doctrin, als den Reflex derselben in der Praxis meine. In der Doctrin existirt, das gebe ich zu, eine nothdürftige sittliche Rechtfertigung des Pessimismus durch die aufgestellte Forderung einer absoluten Selbstverleugnung und Aufopferung für den „Weltprozeß“, wodurch der ethischen Bedeutung der pessimistischen Doctrin in ihrem schlimmsten Sinn gewissermaßen die Spitze umgebogen wird. Nothdürftig nenne ich diese Rechtfertigung aber, weil sie eben doch nur theoretische Bedeutung hat, d. h. weil man, um sie genügend zu finden, gänzlich davon absehen muß, daß die Kraft, jener Forderung zu genügen, eben durch den Pessimismus selbst, wenn Ernst mit ihm gemacht wird, untergraben wird. Der Reflex des Pessimismus im Leben gestaltet sich aber überhaupt ganz anders. In ihr entfaltet sich jene pietätslos schände Stimmung, die zwar allen Genüssen nachsagt, denn sie weiß sich ja abhängig von dem, „nach Erfüllung seiner Leere lebenden“, nicht zu vernichtenden Trieb, die aber sehr geneigt ist, aller Achtung vor dem Leben und den in ihr wurzelnden sittlichen Gewalten, aller Ehrfurcht vor dem Dasein zu entsagen, weil sie in dem Ganzen doch nur die absurde Frage eines sinnlosen und an seiner eigenen Vernichtung arbeitenden Weltprozesses erblickt.

Aus dem Abgrund, den diese Motive zusammen mit der sich immer steigenden Verehrung der rücksichtslosen Kraft in des Menschen Inneren graben, tauchen dann jene unheimlichen Nachtgestalten empor, die mir der Traum im Spiegel der Zukunft drohend vorgehalten und nur eine überzeugte ehrfürchtige Hingabe an die Welt des Erhabenen und Schönen, die sich in uns und um uns bezeugt, läßt sie in das wesenlose Reich der Schatten, die dem gesunden Herz Nichts bedeuten, zurücksinken.

## F. Buloz und seine Zeitschrift.

Von Leopold Katscher.

Im Laufe des Januar 1877 ist zu Paris ein Mann von hinnen geschieden, der an und für sich keine Bedeutung hatte, der aber dadurch, daß das Blatt, das er seit nahezu einem halben Jahrhundert leitete, das hervorragendste Organ der „sechsten Großmacht“ der Erde ist, zu einer gewissen Berühmtheit gelangte. Welcher Gebildete möchte die „Revue des deux mondes“ missen und welcher Leser dieses Blattes wäre nicht mit dem Namen „Buloz“ vertraut, nachdem derselbe in und auf jeder der bisher erschienenen 1093 Lieferungen der „Revue“ mehrfach verzeichnet steht? Es ist wahrlich nicht ohne Interesse, ein paar Worte über den alten Genfer François Buloz, eine der originellsten Gestalten im literarischen Leben Frankreichs, und seine Zeitschrift zu sagen. Der Mann, der sich — theils wegen des unerhörten Erfolges seiner Unternehmung, theils wegen der Rauheit seines Charakters, theils wegen seines Geizes und seiner Habsucht — ein Heer von Feinden geschaffen und sie alle auslachen konnte, verdient, man mag von ihm wie immer denken, als merkwürdige Erscheinung behandelt zu werden.

Buloz war Korrektor in einer Pariser Druckerei und zerbrach sich lange den Kopf darüber, wie in Frankreich ein der hochangesehenen „Edinburgh Review“ ähnliches Organ zu schaffen wäre. Im Jahre 1830 bewog er ein Konsortium zum Ankauf einer Zeitung, die den Titel „Revue des deux mondes“ führte und dem Zugrundegehen geweiht war. Er selbst erhielt die Leitung der daraus hervorgegangenen Monats- (später Vierteljahrs-) Schrift, für die er den alten Titel beibehielt, dessen schlechter Klang lange auf dem neuen Unternehmen lastete, dem es trotz seiner Vorzüglichkeit viele Jahre an Erfolg mangelte. Aber Buloz erwies sich als Besitzer einer seltenen, eisernen Ausdauer und ruhte nicht, bis es ihm glückte, sein Blatt zu dem zu machen, was er daraus zu machen sich vorgenommen hatte; er arbeitete sich empor und machte seinen Weg. Das Defizit wich einem Ueberschuß, der sich 1875 bei mehr als 20,000 Abonnenten auf über 440,000 Francs belief. Das Anlage-Kapital des Konsortiums beträgt 425,000, der gegenwärtige Reservecfond  $1\frac{1}{4}$  Millionen Francs. Kein übles Geschäft das!

Um ein Unternehmen zu einem solchen Range zu erheben und es zu einem so hohen Grade von Prosperität zu führen, muß dessen Leiter mit besonderen Eigenschaften begabt sein. Fleiß und Ausdauer genügen ebensovienig wie eine noch so ungewöhnliche Willenskraft. Der Vortheil bestand darin, daß Buloz auch ein Verwaltungstalent erster Klasse war und einen gewissen literarischen Takt besaß, der sich schwer definiren läßt. Er zeigte gar oft schlechten Geschmack, aber noch häufiger eine äußerst glückliche Hand in der Wahl seiner Mitarbeiter. Einer der stärksten Hebel seiner Redaktionsführung war sein Grundsatz, alle Manuskripte durchzulesen und zu corrigiren, und hätten sie die berühmtesten Schriftsteller Frankreichs, die vorzüglichsten Kenner und Meister der französischen Sprache zu Verfassern. Das war ihm egal; von seiner Regel, daß gewisse Worte, Ausdrücke und Redewendungen aus der „Revue“ ausgeschlossen seien, wich er unter keiner Bedingung ab. Trotzdem er keine große Reihe von Schulen durchgemacht hatte, trotzdem er gar kein

literarisches Talent besaß und trotzdem er selbst seit dem Bestande des Blattes bloß einen einzigen Artikel darin veröffentlichte, — setzte er seinen Stolz darein, die Kundgebungen selbst der vornehmsten Geister zu retouchiren. Man erzählte sich, daß er, „gleich einem verdorbenen alten Druiden der Literatur“, fortwährend die eingereichten Aufsätze lese, boshaft nach Fehlern suche und „mit wildem Entzücken im Zimmer umher-tanze“, wenn er bei einem bedeutenden Autor auf einen Fall zweifelhafter Syntax stoße. In dieser Hinsicht soll er sehr mürrisch, gewaltthätig und unbesugam gewesen sein, und man nannte ihn daher auch den „Ablaubart der Literatur.“ Wir sind übrigens nicht abgeneigt, manches gegen Buloz Gesagte für übertrieben zu halten.

Nachdem die „Revue des deux mondes“ in ihren ersten Jahren der Romantik und Fantasie einen beträchtlichen Spielraum gewährt hatte, nahm sie unter dem Einflusse ihres Redakteurs allmählig einen immer matteren, blasseren Stil voller Umschreibungen und abstrakter Worte an, der den Stil fast aller ständigen Mitarbeiter farblos machte. Je schärfer diese doktrinaire Haltung hervortrat, desto umfangreicher wurden die Lieferungen und desto schwerfälliger die Aufsätze in denselben. Während die letzteren früher zehn und zwanzig Seiten hatten, haben sie es heute auf fünfzig und darüber gebracht.

Im Umgange mit seinen Mitarbeitern soll Buloz äußerst unangenehm und abstoßend gewesen sein und seine Unter-Redakteure und Beamten sekirte er aufs Blut. Daß er mit seinen Untergebenen nicht ganz glimpflich umging, dürfte ziemlich richtig sein; hat doch bekanntlich V. de Mars, der verstorbene Mitarbeiter und Unter-Redakteur der „Revue des deux mondes“, in journalistischen Kreisen den Beinamen des „Unglücklichen“ geführt, weil Buloz ihm das Leben sehr sauer gemacht haben soll. Nach der „Mars-Legende“ war Mars zu furchsam gewesen, um wegzulaufen und hatte, „um sich die Freiheit zu sichern, keinen andern Ausweg gesehen als sich — zu Tode zu sterben.“ Challemel-Lacour, sein Nachfolger, hielt es im Bureau nicht länger aus als anderthalb Jahre und es wird versichert, daß er sich jetzt als Redakteur der „République Française“ viel besser befindet, denn bei Buloz. Nicht unwahrscheinlich das! Es heißt, unser Held sei zwar auch der Schrecken seiner Feinde, aber mehr noch der seiner Freunde gewesen, und zwar nicht nur, was seine oft pedantischen Manuskripte, „Verstümmelungen“ und seine Grobheit, sondern auch seine Kargheit in der Honorarzählung betrifft. Wir können uns zwar nicht entschließen, zu glauben, was uns zu Ohren gekommen: daß Buloz das streng durchgeführte Princip hatte, keinen Mitarbeiter für den ersten Artikel zu honoriren; allein wir wissen von Beispielen seiner Engherzigkeit in pekuniärer Beziehung. Doch kam es häufig auch vor, daß er kein Opfer scheute, um Gediegenes zu bieten, wie das theure Engagement der George Sand, die noch heute — nach achtzehn Jahren — eine Defizit verursachende Herausgabe des werthvollen, aber zu dickleibigen historisch-politischen Jahrbuches u. s. w. zeigen. Wie viele Schriftsteller haben sich bitterböse von Buloz abgewendet! Und doch, — es gibt kaum eine oder die andre hervorragende Persönlichkeit, die nicht für ihn geschrieben hätte.

Das große Renommée, dessen sie sich erfreut, hat sich die „Revue“ eben dadurch erworben, daß die Namen ihrer Mitarbeiter zum großen Theile berühmt sind. Es scheint von allem Anfange her der Vorzatz Buloz' gewesen zu sein, die besten Kräfte an sein Unternehmen zu fesseln. Es ist bereits so weit gekommen, daß kaum Jemand, der nicht für ihn gearbeitet, in den Schoß der alleinseligmachenden Bierzig aufgenommen wird. Am Ende der Restauration machte sich in Frankreich eine große geistige Bewegung geltend, die nach der Juli-Revolution noch lebhafter wurde. Besonders die literarischen Kreise waren in Aufruhr und allerlei Streitigkeiten beschäftigten die Schriftstellerverkreise. An dieser Bewegung nahm die große Pariser Revue starken Antheil und sie ist seither eines der vornehmsten Vor geistiger Dinge geblieben. Sogar in der politischen Diskussion gilt sie als höchst maßgebend und ihre „Chronique de la quinzaine“ wird von Vielen für die unparteiischste, verläßligste, genaueste und maßvollste Darstellung der zeitgenössischen Gesichte gehalten. Die eigentliche Bestimmung des Blattes ist orleanistisch, doch wußte dasselbe sich dadurch, daß es jede systematische Opposition vermiehd, mit allen folgenden Systemen zu vertragen, selbst mit dem Kaiserreich, obwohl Buloz ein bitterer Haßer

des Gedankelthen war, den er den „Feind der Menschheit“ nannte. Da er übrigens sehr unabhangigkeitsliebend war, gab er sich niemals zu den geringsten Lobeserhebungen her; im Gegentheil, er faßte einmal sogar den Gedanken, Paris zu verlassen und sein Blatt in Genf herauszugeben, um gegen das Kaiserreich ungenirt losziehen zu können.

Da viele Blätter ohnehin genug Böses von Buloz erzählen, wollen wir zur Abwechslung einen guten Zug von ihm verzeichnen, der überdies auf seine Unabhangigkeitsliebe ein schönes Licht wirft. Einer der letzten Minister Louis Philipp's — ein, wie man sagt, an Sittenstrenge einem Puritaner gleichender Mann — war einst mit der „Revue des deux mondes“ unzufrieden, weil sie sich weigerte, ihn zu stützen. Mit Hilfe einer Kriegslist brachte er Buloz durch einen Freund dahin, daß er (Buloz) bei ihm (dem Minister) zu Mittag speisen sollte. Während des Eintrittes in den Speisesaal stieß der Minister den Redakteur mit dem Ellenbogen an und bemerkte, ihm ins Gesicht sehend: „Nun denn, definitiv, Ihre Chiffre?“ Der Angeredete nahm entriistet seinen Hut, sagte dem verblüfften Hausherrn einige unparlamentarische Worte und verließ das Zimmer, ohne das Diner abzuwarten.

Es ist kein Spaß, eine Zeitschrift, wie die „Revue des deux mondes“ fünfundvierzig Jahre lang zu leiten und mit allen Ehren aufrecht zu erhalten. Einmal (1840) gab Buloz übrigens die Leitung aus der Hand. Er wurde nämlich plötzlich von der Lust angewandelt, Theaterdirektor zu werden, übernahm die Führung des Thatre français und bekleidete diesen Posten volle sechs Jahre hindurch. Endlich erkannte er, daß er zu demselben nicht recht taugte und verließ ihn, um sich nunmehr im administrativen Bühnen-Departement zu versuchen. Hier gefiel es ihm aber nicht länger als ein Jahr; 1847 dachte er: „On revient toujours à ses premières amours“, kehrte an sein Redaktionsput in der Rue Saint-Benoit zurück, übersiedelte später in die Rue Bonaparte und hat seine Schöpfung seither nicht nur nicht mehr verlassen, sondern auch seine Söhne in die Leitung derselben mit einbezogen.

Nächst Henry Blaze de Bury, dem Schwager Buloz's, war die fleiigste Mitarbeiterin der „Revue des deux mondes“ die George Sand, die in dieser Zeitschrift einen beträchtlichen Theil ihrer Werke veröffentlichte. Dort hatte Gustave Blanche schon 1832 „Indiana“ und „Valentine“ begeistert besprochen. Im Jahre 1841 traf es sich, daß die Redaktion genöthigt war, den von der berühmten Schriftstellerin eingereichten Roman „Horace“ wegen der absonderlich radikalen und sozialistischen Tendenzen, die sie darin zu Tage förderte, abzulehnen. Es kam aus diesem Grunde zu einem Bruche zwischen Weiden und zu einem Prozeß wegen pekuniärer Differenzen. 1844 brachte die „Revue“ einen Artikel, in dem Verminier einige Worte der Sand in sehr abfalliger Weise besprach und über den stattgehabten Zwist folgenden Aufschluß gab: „Es kam ein Moment, da die von ihr angebotenen Sachen einen so seltsamen Widerspruch bildeten zwischen unseren sozialen und literarischen Grundsätzen und ihren neuen Prinzipien, daß wir ihnen nicht Raum geben konnten. Zwischen ihrem demokratischen Ansehung und dem Geiste unserer Revue gab es so große Unterschiede, daß eine Trennung eintreten mußte.“ Dagegen enthielt das Buloz'sche Blatt am 1. Februar 1851 von Blanche eine höchst günstige Kritik über ein Sand'sches Drama und schon in den nächsten vier Nummern, erschien — nach zehnjähriger Pause — ein Roman der Sand. Wie und aus welchen Gründen diese Wieder-Annäherung zustande kam, ist ebenso unaufgeklärt und unerklärlich, wie die weitere Geschichte des Verhältnisses der großen Todten zur Zeitschrift. Sicher ist, daß die neuerliche Verbindung sich blos auf Ein Werk erstreckte. Als nun die Sand 1853 und 1854 ihre Memoiren schrieb, konnte sie natürlich nicht umhin, darin von der „Revue“ zu sprechen. Es ist der Mue werth, die betreffenden Hauptstellen hieherzusetzen: „Diese Revue wurde von der Elite der Schriftsteller geschrieben. Mit wenigen Ausnahmen gingen alle bedeutenden Publizisten, Poeten, Romanschreiber, Historiker, Philosophen, Kritiker, Reisende u. s. w. durch die Hände Buloz's, eines intelligenten Mannes, der sich nicht auszudrücken weit, der aber unter der rauhen Rinde „une grande finesse“ verbirgt. Es ist sehr leicht, sich über diesen eigenstinnigen, brutalen Genfer lustig zu machen, und er selbst läßt sich, wenn er nicht allzuschlecht gelaunt ist, gutmüthig hanseln.

Schwer dagegen ist es, sich von ihm nicht beherrschen zu lassen . . . Während unserer langen Verbindung habe ich ihn wohl unzähligemale zum Teufel wünschen müssen; doch habe auch ich ihn so oft in Wuth gebracht, daß wir quitt sind. Uebrigens hat dieser Despot trotz seiner Ansprüche und Härten Momente von Aufrichtigkeit und echtem Mitgefühl, wie jeder Griesgram. Sein mürrißches Wesen war mit Regungen offenerherziger Freundschaft gemischt. Wir hatten uns verfeindet . . . Als er den Tod seines ältesten Sohnes beweinte, sah ich ihn wieder, da seine Frau mich gerufen hatte, damit ich sie tröste. Ich dachte nicht an unseren Streit, als er mir sagte: „Ach, George, wie unglücklich bin ich!“ Seither oft aufgefordert, an Intriguen gegen ihn theilzunehmen, habe ich dertlei stets verweigert, ohne mich dessen gegen ihn zu rühmen, obwohl die „Revue“ meint, ich habe viel Talent gehabt, solange ich dafür schrieb, seither aber nicht mehr. Naiver Buloz, das ist mir egal!“ Kein Wort davon, daß erst drei Jahre vor Veröffentlichung der Memoiren ein Roman von ihr in Buloz's Zeitschrift erschienen war! Es wäre interessant, zu wissen, was dahinter steckt! Ihre schriftstellerische Thätigkeit für die „Revue“ thut George Sand in ihren Memoiren leichten Tones mit den Worten ab: „Ich schrieb dafür „Lavinia“, „La Marquise“ und was weiß ich noch!“ In Wahrheit sind diese beiden Novellen gar nicht bei Buloz erschienen, und die zahlreichen Sachen, die es wirklich waren, schien die Sand plötzlich vergessen zu haben. Charles de Mazade hatte daher ganz Recht, wenn er ihr in einem Artikel in der „Revue des deux mondes“ (Mai 1857) Undankbarkeit vorwarf und „ihrem Gedächtniß, ihrer wunderbaren Gabe der Vergesslichkeit nachhelfen mußte.“ In demselben Artikel wurden ihr gar viele höfliche, aber unangenehme Wahrheiten gesagt, und in einer längeren interessanten Randnote der Redaktion (soll heißen: Buloz's) findet sich folgende Stelle: „Sie war während einer Reihe von Jahren unsere fleißige Mitarbeiterin. Würde sie sich diese schöne Zeit in Erinnerung bringen und an das denken, was wir nicht vergessen haben. Sie wird gestehen müssen, daß, wenn sie allerdings unsrer Revue etwas Prestige verlieh, ihr andrerseits ihre Umgebung und der Rath guter Freunde weder geschadet haben, noch unnützlich waren.“ Die Dame nahm sich den Wink zu Herzen, gab „als Klügere“ nach und — kaum ein Jahr nach dem grausamen Artikel Mazade's stand schon wieder ein Sand'scher Roman in der „Revue“! Und seither haben sich Buloz und Sand allem Anscheine nach gut vertragen.

## Kritische Rundblicke.

### Ein Frühling in Versen.

Hui, was ist das diesmal für ein kalter, zähneklappernder Lenz gewesen! Wer ihn malen wollte, müßte den heurigen Frühlingsgott etwa darstellen, wie er in Pelzstiefeln zu den erwartungsvollen Erdbewohnern niedersteigt, um ihnen mit frostklammen Händen ein Bündel neuer Kohlenrechnungen zu überreichen. Man wurde ordentlich melancholisch, wenn man in diesen winterlichen Lenztagen in der geheizten Stube lauerte und der Nordwind unwirsch und einlaßheißend an die wohlverschlossenen Fenster klopfte; man wurde melancholisch, wenn man ins Freie blickte und den bleigrauen wolkensternen Herbsthimmel sah oder die armen Bäume, die in ihrem vorzeitig ans Licht getrockneten Grün vor Kälte bebten wie Balladamen, die im leichten Russfinkleide auf die Straße hinausgetreten sind und den Wagen nicht stufen können . . .

An solchem grauen verdrießlichen Frühlings-tage kam mir just im rechten Augenblick ein neues Buch in die Hände, und wie ich darin las und weiter las, da wurde es auf einmal heller Lenz im Hause, da fühlte ich mich wie angeleuchtet von der wärmsten, segenspendenden Maiensonne, da zwitscherten mir die muntersten Vogelstimmen aus den Blättern entgegen — und wie Wipfeltauschen und Nachtigallgesang hat es mich umloßt und umklungen. Dank dem Dichter, der bei dem Thermometerstand des heurigen Frühlings dies Witterungswunder zu Wege gebracht hat! Dank Paul Heyse, der uns in seinem neuen „Skizzenbuch“ (Verlag von Wilhelm Herz in Berlin) einen Frühling in Versen gesendet hat, wie man ihn sich labungsbereicher, lenziger, herzerfrischender gar nicht wünschen kann! Wie gern höre ich einer solchen poetischen Spende

gegenüber auf, Kritiker zu sein, und werde das, was ein Kritiker so selten ist, so selten sein darf: Ein einfacher Leser, ein unbekümmerter, genussfroher, harmlos empfänglicher Leser, der sich an all dem Schönen freut, was da vor ihm ausgebreitet ist und sich auf den Tonwegen klangreicher Verse frohgemuth hin- und herschaukeln läßt. Und diese Verse fließen so leicht und eben. Es läuft kein Schweißtropfen mit unter, der die Mühe der Arbeit verräth — es ist ein klarer, lebendiger Strom von Tönen, der uns allen Harm von der Seele spült und in welchem man sich nach allem Drangsal des Tages wieder jung und gesund badet.

In der ersten Abtheilung des Buches bietet uns der Dichter „Bilder und Geschichten“. Es ist eine sehr mannigfaltige Galerie von poetischen Gestalten. Schon in dem ersten Gedicht „Frühlingsbegräbniß“ ist die Natur auf die anmuthigste Weise dichterisch belebt: die Eisen- die den todtten Lenz begraben . . . es ist ein reizendes, stimmungsvolles Gemälde. Noch schöner ist die „Waldchronik“, die eine kahle tausendjährige Eiche ihren bewipfelten Gemossen zuflüstert. Sie berichtet, wie sie einst ihre Väter klagen hörte, daß die Zeit dahin sei, wo eine schlankte Dryade heimlich jeden Stamm belebte und im Wald die Mondeskönigin mit ihrer Nymphenchaar zum Bade wandelte. Die heiteren griechischen Götter wurden durch den nordischen Eisenpaul verjehent, und es kam die Zeit, wo Erbkönig grimd vorüberzog, die Hexen im Mondschein ihren Zauberveigen schwingen und härtige Zwerge mit lautem Weggeschrei das Weite suchten, wenn der Feuerdrache vorbeischnob. Aber auch diese Zeit ging vorüber und eines Tages sah die Eiche singende Männer in den lichtgewordenen Dain treten und ein Gebild von Künstlerhänden hereintragen, ein Christusbild, das die Eiche nun an ihrem

rauchen Stamme tragen mußte. Mit dem Nachspuk der wilden Gäfte war es jetzt freilich aus . . .

Aber einsam blieb die Stütte nicht,  
Siefe nahen, schmerzbeladen,  
Und mit frohbekümmerten Angesicht  
Gingen sie, wie überfüllt von Gnaden.

Und ein Bieneußchen kam von Fern,  
Nistet in des Stammes Tiefen,  
Züchlich war es, kühl! im alten Kern  
Da die reine Blumenfüße tiefen.

Und so sah ich wechselfnd fort und fort  
Zeiten aufblühen und verfallen,  
Kraut und Gäfte sind mir abgeobert,  
Doch in Ehren werd' mein Stamm gehalten.

Aber heut ist eine Schaar genötigt,  
Froh, mit ehersuchtslofen Augen,  
Und sie sprechen kört' ich: dieser Fleck  
Wird zur neuen Bahn am Besten taugen.

Neegen fällen wir den alten Stamm!  
Schah! ist's um die Reifigen Sinnen!  
Nicht einmal zu Schwelgen für den Damm  
Kann der morsche Knoorx dienen.

Und sie gingen! Nur noch eine Nacht  
Soll ich Kreiser überleben,  
Nur noch einmal in der Sternendocht  
Den entlassenen mühen Wipfel heben.

Gute Nacht denn! Sei es auch nicht leid,  
Doch auch ihr dem Lab verfallen.  
Allen Wunden ahleht ist die Zeit,  
Oder Lab beschleicht die Waldböckchen.

Kauft noch einmal ein Fahrmoth euch zu,  
Jung Weidrecht! Denn laßt uns schmeigen,  
Bis in Plammen wir zur ew'gen Ruh'  
Blühnde und verdorrte Wipfel neigen!

Weniger gelungen als dieses schöne Waldbild ist die Ballade: „Das Meerweid“, in der zur Belebung des poetischen Bildes ein ganzes Aquarium von Tintenfischen, Delphinen, Schlangen, Korallen u. s. w. mobil gemacht wird. Diese Art von submariner Balladen-dichtung scheint denn doch nur für scherzhafte Wirkungen geeignet zu sein. Den ganzen Paul Heyse dagegen finden wir in dem kleinen Gedicht: „Novelle“ wieder, das überaus rührend und einfach ist. Es handelt von zwei Menschen, die sich wohl von Angesicht seit Jugend auf kannten, aber nie sprachen und nie liebten. Und so nahm er denn ein Weid, das ihm die Mutter wählte — sie heirathete einen Bettler, und beide waren glücklich. Aber einst nach Jahren, zur Zeit der Fieberblüthe, da trafen sie sich wieder und sagten sich das erste Wort, und was so lange

unausgesprochen und unerkannt in ihnen geschlummert hatte, erkannten sie jetzt mit tödtlichem Staunen und blickten erschrocken in einen Abgrund von Glend . . .

Darauf ging sie nach Hans mit dem eignen Mann,  
Er führte sein Weid, — so schieden sie dann —  
Und sagten, sie müßten sich glücklich schätzen,  
Die werthe Bekanntschaft fortzuleben.

Doch wie er am andern Morgen erwocht,  
Was hat ihn so bitter lachen gemacht?  
Und wie sie ankam von ihrem Mann,  
Was hat sie so heimlich weinen müssen? . . .

Sie haben sich niemals wiedergegesehen,  
Sie wußten sich hing aus dem Wege zu gehn.  
Nur immer zur Zeit der Fieberblüthe  
Wie Spätrost Schauder's durch ihr Gemüth.

Das ist ein ganzes Lebensbild in kleinem Rahmen, das an rührender Wirkung nur noch von der schönen Erzählung: „Das Spinett“ übertroffen wird . . . Und dicht dahinter steht gleich ein schelmisches, frohes Gedicht von einem Schüler, der sich von der Friaß her in Helena verliebt hat und nun eine posthume Eifersucht gegen die Greise empfindet, die an ihrer Schönheit, wie Homer berichtet, sich geweid haben. Das ist eine „Gymnasial-Humoreske“ in Versen, für die ich alle Ekstein'schen „Besuche im Carcer“ und „Schulbank-Geschichten“ mit Freuden hingebe. Auf die Universität führt uns das Gedicht: „Studentenliebe“. Ein Student gibt, weil er solid werden und fleißiger die Hörsäle besuchen will, seinem Mädchen den Abschied, um sie am andern Tage — auf dem Secirisch als Leiche zu finden. Der Professor erklärt die Todesursache:

Die arme Harb, wie selber sie  
Zu oft nur endigen, wir wissen's,  
Die Krankheit heist: Dypertorchie  
Des Ehegattels und des Gewissens . . .

Das Gemälde ist vielleicht von etwas effectloschender Farbengeflecht, aber doch geistvoll hingezichnet. Ein gar anmuthiges und herzbe-wegendes Bild bietet uns aber wieder das Gedicht: „Jan! ach armer Jan!“ So ruft nämlich im Fegeseuer unablässig ein armes Seelchen, das dort für tausend lange Jahre gebannt ist, aber mit Sehnsütern noch die Bäterungsflammen anschürt und, wenn barmherzige Engel liebevoll zu ihm niedersteigen, immer nur das Eine ruft: „Jan! ach armer Jan!“ Und als ein neugieriger Engel endlich fragt, wen sie bezammert, da erzählt das Seelchen, daß es einen geliebten Mann in namen-

losem Schmerz auf der Erde zurückgelassen habe und daß es mit Freuden noch tausend Jahre länger im Fegefeuer büßen wolle, wenn es nur auf ein kurzes Stündlein zur Erde niedersteigen dürfte, um dem Verlassenen Trost einzusprechen. Und der Engel steigt zum Thron des Lichtes und bringt dem Seelchen die Gnabenbotschaft zurück, daß es zur Erde niedersteigen darf. Aber schon nach einer Stunde kehrt es, von Kummer entsetzt, von Bergweisung zerrütet wieder zurück:

Engel, lieber Engel, sprach's mit Schrecken,  
Warum noch gehst du mit meine Hüte?  
Warum darfst' ich auf die Erde steigen?  
Meinen Jan, den ich in Strom verlassen,  
Singen hört' ich ihn schon aus der Ferne,  
Sah durch's Fenster ihn am Tische sitzen,  
Wein vor ihm im Becher und ein Mädchen  
Auf dem Schooß ihm, mit entblößten Nacken —  
Und er läßt sie auf die rechte Schulter —  
Wehr nicht konnt' ich setzen, da mein Auge  
Jah verbanfelt ward von heißen Thränen.  
Gern für ihn und mich im Fegefeuer  
Woll' ich nun zweitausend Jahre büßen . . .  
Doch der Engel: Nein, zu armen Seelchen,  
Folgst nun ohnegleich mir in den Himmel.  
Wehr in jenem Augenblick erlittst Du  
Nur zweitausend Jahre' im Fegefeuer;  
Sollst nun keinen Paradiesesfreuden,  
Lebenden aussticht aller Welt Gedächtniß,  
Wie ein Brandbrand in tiefen Brunnen . . .

Entrollt uns so der Dichter in der ersten Abtheilung seines Schizzenbuches einen reichen farbenprächtigen Bilderteppich, so gibt er uns in der zweiten Abtheilung „Neues Leben“ einen Cyclus echter Gelegenheitsgedichte, die, nach Heine's eigenen Worten, unmittelbar vom Lebensbaume heruntergefallen sind, wie reife Kirsch'n von den Zweigen. Diese zweite Abtheilung des Buches ist uns fast noch lieber, als die erste. Sie hebt mit weichen Wohlthönen an. Noch niestet ein tiefer Kummer in der Brust des Dichters; er sitzt trauernd, ein Grab zu hüten, sein Schmerz schneift um Cypressen. Aber er findet bald, was über Tod und Schicksal tröstet:

Ueber Tod und Schicksal  
Tröstet die Schönheit allein,  
Lichtest die nächsten Stüße,  
Sonnegemene Brüste  
Sein umgebend wie Rosenkorn.

Wenn dir Tod und Schicksal  
Müß und Jugend graubt,  
Nur an der Schönheit Ruhen,  
Nur vom Hauch der Rosen  
Geilt das Herz dir und koft und glaubt . . .

Und so erwacht denn in dem getrösteten

Herzen bald eine neue Liebe, die nun mit so hellem töndendem Niederjubil ihr Glück verkündet, daß man wirklich ein ganz umkrustetes, eingerostetes Herz haben müßte, wenn da nicht irgend ein seliger Schmeicheln oder ein entzücktes Liebeswort ein lachendes Echo weckte. Eine himmelklare Bräutigamslaune spannt sich über diese Gedichte aus. Das kost und schmeichelt und lacht und weint und tolt und tänzelt, — in krauem Durcheinander, mit so wrefrischem Angestüm, so naiver Genuß-Freudigkeit, daß es uns fortreißt wie ein Wirbelwind. Mag nun der Dichter schildern, wie er mit der Erlornen im Goldorn liest und jede Zeile zu verliebten Randglossen führt — oder wie sie ihn in einem reizenden Anfall von Bernünftigkeit so lange katechisirt, bis alles Fragen und Antworten in neue Küsse mündet — oder wie sie zusammen die Brautvisiten machen und sie höchst gefeiert und weise redet, während er selbst ein übermüthiger Saufewind, so tolle Sachen schwägte, daß sie ihn gar ernsthaft ermahnte, — immer findet Heine anmuthige frische Worte und eine echte Flitterwochenstimmung. Und wie innige Töne der Sehnsucht sprechen aus folgenden Strophen:

Vor Tage weckte mich  
Rein klopfend Herz,  
Herz, und was klopfst du?  
Stück oder Schmerz?

Wing's saulest die Blume  
Im kalten Thau.  
Das letzte Sternlein  
Erleucht im Blau.

Horch! unterm Schindelbach  
Der Wacker schleicht;  
Ein schlafend Schwülstein  
Sohat er vieleicht.

Heber die Wehre kürzt  
Der Wildbach nieder.  
Schlaftraunkn rührt sich  
Das Mühlrad nieder.

Und dort — ein Palmenskrei,  
Und bald wird's Licht.  
Tag, o wie grau ist  
Dein Angeicht.

Tag, der so lieblos  
Zwei Liebste trennt —  
Nä, bis zum Wiedersehen  
Wer schlafen konnt! — —

Flüchtiger durchblättern wir die Abtheilung „Vermischte Gedichte“, wo wir auch die poetischen Einschüßel wiederfinden, die den



Romanen „Kinder der Welt“ und „Im Paradiese“ zum schönsten Schmucke gereichten. Die „wohl Dichterprofile“ dagegen stößen uns kein Interesse ein. Diese Art Literaturgeschichte in Versen hat uns niemals sonderlich angezogen. Der Dichter mag von Allem in der Welt sprechen — aber nicht von den Dichtern. Die Selbstbespiegelung der Literatur in der Literatur ist eine müßige Spielerei, und schließlich sind solche Kritiken im Gleichniß und Reimen doch nur wohlthönige Oberflächlichkeiten, die kaum mit dem Kermel die Wahrheit streifen. Da boten uns die „Sprüche“ viel Erquicklicheres, wenn auch manches Paradoxe mit unterläuft. „Geht Dir ein Spruch zu scharf ins Blut, ein granum salis macht es gut.“ — Hier ist es schwer, eine charakteristische Probe anzuführen. Diese kleinen epigrammatischen Geschöpfchen wimmeln wie ein Ameisenhaufen durcheinander, da pridet und sticht jedes einzelne. Nehmen wir auf Gerathewohl einen Spruch aus der Mitte:

Mit Menschen bin ich tolerant,  
 Ob sie mich auch langweilen.  
 Ein schlechtes Buch steigt an die Wand  
 Nach den ersten hundert Seiten,  
 Diermit es Bücher nicht verdrängt,  
 Wenn man sie nicht zu Ende liest.

„Wie überman doch spricht Du heut!  
 Bücher worten, bist wie sie laufen,  
 Dagegen die Menschen ungründet  
 Uns täglich überlaufen,  
 Eine wandelnde Bibliothek von Thoren,  
 Soll alterner Massen und Gleichreden“ . . .

Aus den Landschaften mit Staffage heben wir folgendes niedliche humoristische Stückchen hervor:

Dort unter den Weiden, das windstörste Dach,  
 Da treibt ein Mähdreher der rauschende Bach  
 Mit Rasteln und Rannen und lauten Taktst:  
 Die Mähde mahlt können Straßliebhaber.

Der beißt wie Pfeffer, durchdringt die Luft.  
 Weit flüht aus dem Guckloch der würzige Duft.  
 Die Käse, die grasen vorbei mit Gehrungen  
 Und schütteln die Nasen, wech keine warum.

Die Kröhen mit Quast unerkügend das Dach,  
 So schrauben und pusten die Wespen im Dach.  
 Ich ging durch die Wiesen, im Schilf sah ein Elf:  
 Der hörte mich niesen und nickert „Welt“ heil!“

Doch nun genug der Proben und Citate.  
 Von dem reichen poetischen Festmahl, das  
 Paul Heyse uns in seinem Skizzenbuch bietet,  
 sind das nur ein Paar winzige Brofamen.  
 Wer mehr wünscht, der besuche jetzt selbst den  
 BIRTH! Und das unsere Leser es nur wissen:  
 sie zu diesem Besuch anzulocken, war der Zweck  
 dieser Zeilen. D. Bl.

Zur Nachricht. Sendungen und Zuschriften für die Redaction der „Neuen Monatshefte“,  
 sind an Herrn Dr. Oscar Plumenthal, Berlin S. W., 32 Pallasches Ufer zu richten.

Verlag von Ernst Julius Götlicher in Leipzig. — Druck von Giesecke & Devrient in Leipzig.

Für die Redaction verantwortlich: Ernst Julius Götlicher in Leipzig.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterliegt Uebertragungsrecht vorbehalten.

Im Verlage von **Craus Julius Günther** in Leipzig erschien soeben und ist in jeder Buchhandlung zu haben:

# Die Entstehung des modernen Frankreich.

Von

**H. Taine.**

Erster Band: Das vorrevolutionäre Frankreich.

Autorisirte deutsche Bearbeitung von **L. Katscher.**

Erster Band, 29 Bogen. — Elegante Ausstattung. — Preis 7½ Mark.

## Inhalt.

H. Taine (Biographische Skizze). — Vorwort.

Erstes Buch. **Gau der Gesellschaft.** I. Entstehung der Privilegien. — II. Die Privilegien. — III. Von den Privilegirten zu leistende lokale Dienste. — IV. Von den Privilegirten zu leistende allgemeine Dienste.

Zweites Buch. **Sitten und Charaktere.** I. Das Hofleben. — II. Das Salenleben. Dessen Annehmlichkeiten. — III. Die Schattenseiten des Salenlebens.

Drittes Buch. **Der Geist und die Doktrin.** I. Das wissenschaftliche Element des revolutionären Geistes. — II. Das klassische Element desselben. — III. Vereinigung beider Elemente. — IV. Die zukünftige Gesellschaft.

Viertes Buch. **Die Ausbreitung der Doktrin.** I. Erfolge der Doktrin in Frankreich. — II. Das französische Publikum. — III. Die Mittelklasse.

Fünftes Buch. **Das Volk.** I. Das Elend. — II. Die Steuern als Hauptursache des Elends. — III. Der geistige Zustand des Volkes. — IV. Auflösung der militärischen und socialen Organisation. — V. Résumé.

Anhang. Erste Note. — Zweite Note. — Dritte Note.

# Neues Frauen-Brevier.

von  
Amely Bölte.

Ein Band. Elegante Ausstattung. Preis gebunden 4 $\frac{1}{2}$  Mart.

## Inhalt:

Frauenbildung. — Wie erzieht man Mädchen? — Die Gefährtin des Mannes. — Der eigene Herd. — Die junge Frau. — Das Wirtschaftsgeld der Hausfrau. — Frauen-Industrie. — Die Kunst der Sparsamkeit. — Die Feinde des häuslichen Glückes. — Die Frau als Mutter. — Die geschiedene Frau. — Das Elternhaus. — Die Blüthe der Hausfrau. — Die Pension. — Die höhere Töchterschule. — Die Tanten. — Die Erziehlerin. — Die Lehrerin. — Die Vermählten. — Die Gesellschaftsleiterin. — Die Krankenpflegerin. — Die Wittwe. — Die Schönheit. — Schönheitsbetrachtung.

## Urtheile der Presse:

„Dieses Brevier enthält einen wahren Schatz von Menschenkenntniß und meint es mit der Frauenwelt um so ehrlicher, als es sich nicht ziert, die Wahrheit offen auszusprechen. Emancipation der Frau im edelsten Sinne des Wortes wird hier angestrebt, jene Bildung des Herzens, des Geistes und des Gemüthes empfohlen, welche die Frau befähigt ihre Zwecke als Gattin und Mutter bestens zu erfüllen.“  
Wrazer Tagespost.

„Das von Amely Bölte herausgegebene „Neue Frauen-Brevier“ bedarf wohl kaum der Empfehlung. Es bepricht alle Fragen, welche an die Jungfrau, die Frau, die Gattin und Mutter herantreten, in würdiger Sprache. Diese wirkt umso mehr, als sie von einer Frau ausgesprochen wird, die, weit entfernt von falscher Sentimentalität und platter Gefühlswelt, eine reiche Lebenserfahrung verräth.“  
Neue freie Presse.

„In einer Reihe geistvoll geschriebener Aufsätze legt die Verfasserin des vorliegenden Buches ihre Ansichten und Erfahrungen über die Aufgabe der Frauen nieder. In scharfer, aber wohlberechtigter Weise bepricht sie die Mängel des jetzigen Erziehungssystems und giebt wohlgemeinte Rathschläge; sie erörtert die Pflichten der Frauen in ihren verschiedenen Lebensstellungen, namentlich aber die Pflichten der Mutter gegen ihre Töchter.“  
Wreslauer Zeitung.

„Die gerade auf diesem Gebiete erfahrene und bekannte Schriftstellerin giebt in anziehender Form Selbsterfahrendes und Selbstgedachtes. Ihre Bemerkungen über die Erziehung der jungen Mädchen, über das häusliche Leben, über das Verhalten der Frau, zeichnen sich durch ihre scharfe Beobachtung der Wirklichkeit aus. Das Buch ist eins der anregendsten und bildendsten auf dem Felde der „Frauenfrage“ im höheren Sinne des Wortes. Die Ausstattung ist trefflich.“  
Nationalzeitung.

„So heißt das Buch mit Recht ein Frauen-Brevier, denn es ist kaum eine die Frauen berührende Frage unberücksichtigt geblieben, und auch darin tragen die Aufsätze den Charakter des Breviers an sich, daß sie knapp und kurz sind, es ist nur das Bewährte und lang Geübte in dieselben niedergelegt; obwohl durchsichtig und klar erhebt sich die Diction oft zu dichterischer Schönheit. Die Verfasserin hat die Frauen und Töchter der mittleren und höheren Stände vor Augen und denkt hier, wie sie es schon in ihren Romanen gethan, die Mängel der Frauenerziehung mild, aber ohne Schonung auf, namentlich jene Sorglosigkeit, mit der vielfach in der Erziehung die Wechselwille des Lebens, das plötzliche Zusammenbrechen des Hausstandes außer Acht gelassen wird; von durchschlagender Wirkung ist in dieser Beziehung die Sicherung der sogen. „Stille“ der Hausfrau, die vielfach Mädchen der gebildeten Klassen als letzter Rettungsanker vor Augen sieht.“

„Das Buch bietet reiche Anregung, es wird nicht bloß Fingerszeige des Richtigen geben und da und dort Beranlassung werden, von einem Vorurtheil zurückzutommen und eine neue Bahn einzuschlagen wie die Verfasserin im Vorwort die Hoffnung hegt, sondern es dürfte auch bei mancher unter den Frauen das Nachdenken wecken, „ob und wie weit sie der großen Aufgabe ihres Lebens nachkommen und nachzukommen sind, veredelnd auf ihre Umgebung und durch die Kinder auf die kommenden Geschlechter einzuwirken.“  
Carlsruher Zeitung.

Se. Excellenz und Präsident der Königl. Württembergischen Centralstelle für Gewerbe und Handel, Herr von Steinbeis, empfiehlt das „Neue Frauen-Brevier“ im Gewerbeblatt aus Württemberg mit folgenden Worten:

„Neues Frauen-Brevier. Unter diesem Titel ist von Amely Bölte den Frauen und Jungfrauen Deutschlands ein Buch der Belehrung geboten, für welches wir, wie in unserer Nr. 51 von 1875 bejählich der vortrefflichen Schrift von v. Stein ohne Anband Klame machen, indem wir von der Verbreitung desselben großen Nutzen erwarten.“

Während v. Stein mit allgemeinen Umrissen in hinreichender Weise die Stellung bezeichnet, welche heutzutage die Frau in der Gesellschaft einzunehmen hat, giebt diese vortreffliche Schrift des Näheren eine Reihe belehrender Andeutungen über die verschiedenen Berufsarten und Berufsformen des weiblichen Geschlechtes und den dazu erforderlichen Grad der Ausbildung und der Selbstbeherrschung. Wir glauben der Verbreitung dieser höchst beachtenswerthen Schrift keinen besseren Vorstoß leisten zu können als indem wir die Verfasserin selbst reden lassen, wie sie in Vorrede und Schluß sich anspricht.“

# „Literaturblatt.“

Unter Mitwirkung von Bruno Bucher, Karl Emil Franzos, Karl von Gebler, Karl Goedeke, Hans Grasberger, S. Heller, Karl Hillebrand, Julius Jung, Ferd. Kürnberger, F. Lauffer, Leo Smolle, Herm. Sander, Rudolf Valdek, Alfred Woltmann, Eduard Zetsche, J. V. Jingerle u. a. hervorragenden Schriftstellern und Fachmännern herausgegeben

von  
**Anton Edlinger.**

Die erste Nummer erscheint am 5. Mai.

Vorkünftig wird alle 14 Tage eine elegant ausgestattete Nummer, im Umfange von 12—20 Seiten Lexicon 8°, zur Ausgabe gelangen.

Der Abonnementspreis beträgt pro Quartal: 1 fl. 50 kr. österr. W. — 2½ R.-M.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Die Administration des „Literaturblatt“

Wien, III., Hauptstraße 28.

---

In Carl Duncker's Verlag in Berlin erschien:

## Psychologische Beobachtungen.

L'homme est l'animal méchant par excellence.

**Preis 2 Mark.**

Eine höchst interessante Schrift für Freunde pikanter Lectüre.

---

In Carl Heymann's Verlag in Berlin, Rechts- und Staatswissenschaftlicher Verlag, ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Civil im Kriege.

Studien und heitere Skizzen zum Versuch einer Reorganisation der freiwilligen Krankenpflege im Felde und Daheim.

Von Dr. jur. **Max Bauer**, Rittergutsbesitzer,

3. J. des Krieges: Delegirter der freiwilligen Krankenpflege bei der Maas-Armee.

13½ Bogen gr. 8, eleg. broschirt, Preis Mark 4.